Erläuterungen

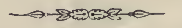
zu

den deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

III. Wilhelm Meisters Lehrjahre.



Leipzig,
Ed. Wartig.
1875.

Wilhelm Meisters Lehrjahre

von

Goethe.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Zweite, neu durchgesehene Auflage.



Leipzig,
Ed. Wartig.
1875.

Wir sprachen nur diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich erkannten, wozu sie geboren seien, und die sich genug geübt hatten, um mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit ihren Weg zu verfolgen.

I. Entstehung.

Hatte Goethe im Werther den Untergang einer edlen, gefühlvollen Natur an der Weichheit eines sich alles gestattenden, nur der Stimme seiner wild hinreißenden Leidenschaft gehorchenden Herzens mit glühender Wahrheit geschildert, so trieb es drei Jahre später den durch einen neuen Liebessturm erschütterten Dichterjüngling, der von einem der geist- und bildungsreichsten Hofkreise freundlichst aufgenommen und zu einer, wenn auch nicht großartigen, doch segensreichen, klar umschriebenen, seinem ganzen Wesen festen Halt und sichere Richtung verleihenden Wirksamkeit gelangt war, damals trieb es ihn, die glückliche Durchbildung einer nach innen gewandten, von edlem Feuer ergriffenen, arglos sich hingebenden Jünglingsseele zu klarer Besonnenheit und ruhiger Selbständigkeit in einem dichterischen Bilde darzustellen.

Unter den in jener ahnungsvoll bewegten Zeit gährenden Strebungen hatte neben der gefühlsseligen Schwärmerei besonders der Drang, auf der Bühne zu glänzen und von ihr herab auf die Bildung der Welt mächtig zu wirken, viele Gemüther ergriffen. Die Lorbeeren Eckhofs und Schröders ließen manchen heißblütigen Jüngling nicht schlafen, dem seine Eitelkeit besondere Anlage zutraute; und mit welchen glühenden Farben malte sich

die jugendliche Einbildung das selige Glück des immer auf den sonnigen Pfaden der Kunst wandelnden Schauspielers aus! Wir erinnern nur an Brandes, dem es nie gelingen wollte, einen nennenswerthen Erfolg auf der Bühne zu erreichen, die er bereits 1756 betrat, an Moritz, dessen Versuche, bei einer Schauspielergesellschaft einzutreten, alle trotz seines brennendsten Verlangens zu seinem Glücke fehl schlugen, an Iffland, der aus Liebe zur Schauspielkunst seinen wohlhabenden Eltern entfloh und im März 1777 die Bretter beschritt, welche die Welt bedeuten, eben als Goethe seinen Roman begonnen hatte, in demselben Jahre, wo auch Fleck durch den Tod seines Vaters sich getrieben fühlte, die Theologie mit der Bühne zu vertauschen. Unser Dichter selbst, mit seinem regen Drange nach klarer Vergegenwärtigung, hatte sich von früh an zur Bühne hingezogen gefühlt, aber zu einer Begeisterung für den Schauspielerberuf hatte er sich nicht fortreißen lassen, da er zu sehr in sich und in der Durchempfindung seiner Gefühle lebte, als daß die Bühnendarstellung zur Unterhaltung der urtheilslosen, launenhaften Menge bedeutende Anziehungskraft auf ihn zu äußern vermocht hätte, besonders da ihm nicht entgehn konnte, wie beschränkt der Kreis der gewöhnlichen Schauspieler sei. So schreibt er am Ende des Jahres 1773 von Frankfurt aus, er habe ein Lustspiel mit Gesängen gemacht, ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl, auf den Horizont der dortigen Schauspieler gearbeitet. „Und doch sagen die Leute", fügt er zu, „es wären Stellen darin, die sie nicht prästiren würden. Dafür kann ich nachher nicht." Wie wenig rene Freude ihm das Theater gewährte, ergibt sich aus seiner dem Jahre 1775 angehörenden unmuthigen Aeußerung: „Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernmaleirei' der Lchter, Schminke, Glanzleinewand

und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort, und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Brettern, zwischen Latten, Pappendeckeln und Leinewand, durch Puppen, vor Kindern ausführen läßt." Die Stelle findet sich im Anhange aus Goethes Brieftasche am Ende von seines Freundes H. L. Wagner Uebersetzung von Merciers neuem Versuch über die Schauspielkunst, wozu er dem Verleger Anmerkungen versprach, doch hatte er bald die Lust dazu verloren, weshalb er sich mit wenigen Bemerkungen über die dramatische Form nebst einigen besonders die bildende Kunst betreffenden Ergüssen begnügte. In Weimar war er sogleich genöthigt, sich näher mit der Bühne zu beschäftigen, auf Veranlassung des herzoglichen Liebhabertheaters*), wofür er nicht allein als Dichter und Anordner, sondern auch als Schauspieler thätig sein mußte, ohne aber, wenn ihm auch manches gelang, sich eine besondere Anlage zum Schauspieler beizulegen, der nicht bloß sich selbst zu spielen hat, sondern die mannigfachsten, sich widersprechenden Charaktere sich aneignen und sie zur vollendeten äußern Darstellung bringen soll. So bot sich unserm Dichter die Bühne mit ihren für so manchen verführerischen Lockungen als Durchgangspunkt der Bildung des endlich in höhern Kreisen zu klarer Weltanschauung, glücklicher Wirksamkeit und inniger Herzensbefriedigung gelangenden begabten Jünglings dar, dem er den schlicht bürgerlichen und doch zugleich an den höchsten dramatischen Meister, vor welchem die Welt so klar und offen lag, erinnernden Vornamen Wilhelm gab (auch in seinem kurz vorher gedichteten Schauspiel die Geschwister heißt das bürgerliche Paar Wilhelm und Mariane),

*) Schon im Februar 1776 hatte er nicht umhin gekonnt, auf der bürgerlichen, aber vom Hofe begünstigten Liebhaberbühne aufzutreten.

wie der Zuname Meister wohl auf das Streben nach höchster Durchbildung hindeuten sollte. Es darf kaum bezweifelt werden, daß schon in der ersten Anlage des Romans diese Durchbildung als ein Erzeugniß selbständiger Erfahrungen und der Einwirkung reich gebildeter, von allen abgeschlossenen und abschließenden Vorurtheilen freier, von höherm Standpunkt weit umschauender Männer, sowie geist- und gemüthvoller Frauen dargestellt und die wunderliche Sucht der Zeit getroffen werden sollte, welche von Geheimorden Heil und Glück erwartete.

Die Anfänge des Wilhelm Meister fallen in den Anfang des Jahres 1777, welches Goethe mit still gefaßter Ruhe begann. Wahrscheinlich hatte er hierbei schon ein Ereigniß im Sinne, das gerade zur Zeit seines Eintrittes in Weimar viel von sich sprechen machte; denn das weimarer Wochenblatt berichtet in dieser Zeit, daß „Christoph Gottlieb Zschock aus Augsburg, Studiosus zu Jena, und Joh. Louisa Krauß zu Jena sich wider den Willen ihrer Eltern verlobt haben, entwichen sind und in einem ritterschaftlichen Orte Marisfeld haben trauen lassen." Vielleicht schwebt auch sogar deren Ergreifung bei Melina und dessen Frau vor. Schon am 16. Februar diktirte er daran in seinem Garten, nach der Angabe seines Tagebuches, welches weiter der Dichtung des Romans unter dem 1. April und 8. Juli gedenkt. Den Anfang des Wilhelm Meister zeigte er seinem scharfblickenden Freunde Merck, der am 21. September zum Besuch nach Eisenach kam, wo Goethe sieben Tage sich des alten Freundes in vertrautester Mittheilung herzlich erfreuen durfte. Zur Fortsetzung konnte er erst im Oktober gelangen. Nach dem Tagebuch schrieb er daran am Abend des 10. Ende des Monats brachte er drei Kapitel glücklich zu Stande, vor denen er sich lang gescheut hatte; seine Hoffnung aber, nunmehr rasch fortzurücken, ging nicht in Er-

füllung. Die Vollendung des ersten Buches, das wohl nur den weiter ausgeführten Inhalt der jetzigen zehn ersten Kapitel umfaßte, erfolgte am Morgen des 2. Januar 1778. Den 5. August bittet er Merck, ihm weder mittelbar noch unmittelbar ins theatralische Gehege zu kommen, da er selbst das Theaterwesen in einem Roman vorzutragen bereit sei, dessen erstes Buch, wovon er ihm den Anfang gezeigt, jetzt vollendet vorliege. Merck hatte gerade damals seine Geschichte des Herrn Oheims erscheinen lassen, welche das Wirthschaftswesen des Landmanns zum Gegenstande hatte; Goethe fürchtete, der Freund möchte in ähnlicher Weise die Bühne behandeln, über die Merck sich mehrfach mit bitterm Unwillen gegen ihn geäußert haben mochte. Nach dem Tagebuch „dachte und schrieb" er am Wilhelm Meister den 5. September, den 5. Oktober und 11. November; doch blieb der Roman, zu dessen Ausführung dem Dichter noch mancherlei Erfahrungen und Anschauungen abgingen, im folgenden Jahre ganz liegen, in welches Iphigenie und die für des Dichters Entwicklung so höchst bedeutsame zweite Schweizerreise fallen. Bald nach der Rückkehr, am 6. Februar 1780, schrieb er, dem Tagebuch zufolge, „wenig" an Wilhelm Meister, den er dem Herzog, mit dem er zwei Tage vorher von Neunheiligen bei Langensalza zurückgekehrt war, am 25. Februar vorlas, doch trat der Roman darauf hinter andern Arbeiten ganz zurück. Anfangs Juni führte er auf dem Wege von Erfurt nach Gotha seine Lieblingssituation im Wilhelm Meister, vielleicht das, was jetzt I, 17 erzählt wird, in Gedanken weiter aus. „Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehn", schreibt er an Frau von Stein, „und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig genug nach Gotha kam. — Ich wollt' gern Geld drum geben, wenn das Kapitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wär', aber man brächte

mich eher zu einem Sprung durchs Feuer." Zu einer wirklichen Fortführung des Begonnenen konnte er trotz aller Annahnungen der Frau von Stein nicht gelangen, ja im September finden wir ihn ernstlich mit einem andern großen Roman in Briefen beschäftigt.

Allein gedieh auch Wilhelm Meister in der Ausführung nicht weiter, so sammelte doch mancher Stoff zu künftiger Darstellung sich mittlerweile an. So kamen ihm die neuen Aufschlüsse, welche er über Kunst und Leben gewann, sehr erwünscht; besonders aber wurde seine nähere Bekanntschaft mit dem Grafen Werthern zu Neunheiligen und dessen vom Herzog geliebter Gattin, die er mit Karl August im Februar 1780 zuerst auf acht Tage besucht hatte, für Wilhelm Meister höchst bedeutend, da der Dichter in ihnen die Vorbilder zu dem Grafen und der Gräfin seines Romans fand. Der Graf Werthern, der kursächsischer Gesandter in Spanien gewesen, ein Mann von edlen Gesinnungen, reichen Kenntnissen und Erfahrungen, machte sich durch hochvornehmes Wesen, grillenhafte Weisheit, eigensinnige Anstandsrücksichten und sonstige Wunderlichkeiten, besonders auch in seinem Hauswesen, bisweilen unbequem und lächerlich. So ließ er auf seinem Gute geschwärzte Bauernjungen als Mohrenknaben aufwarten, was an den kleinen Mohren der Gräfin (III, 5) erinnert. In Spanien soll er einmal einen hellsehenden Traum gehabt haben, worin man die Veranlassung zum vermeintlichen Selbstsehen des Grafen im Roman finden könnte. „Der Graf von Werthern, bekannt durch die difficile Art, sich ins Leben zu finden", schreibt Karl von Stein, „ließ wegen einer Laus, deren Ursprung er entdecken wollte, sich, seine Frau, seine sämmtlichen Leute und Stalljungen kämmen." Seine Gattin, Johanna Louise von Stein, die älteste Schwester unseres großen Staatsministers

(geboren am 28. Februar 1752, vermählt am 12. Juli 1773), hatte ihn auf einer Reise durch Frankreich und Spanien begleitet. Ihre Verbindung konnte bei den Seltsamkeiten des ältern Gatten keine glückliche sein; um so mehr fühlte sich der Herzog von Weimar von dieser edlen, herrlichen Seele angezogen. „Unsere Wirthin", schreibt Goethe am 7. März 1781 von Neunheiligen aus an Frau von Stein, „ist ein zierliches Wesen, und er (der Graf) hat sich noch ganz gut gehalten. Seine Narrheit nehm' ich für bekannt, und toll ist er noch nicht gewesen." Drei Tage später äußert er gegen dieselbe Herzensfreundin: „Wir wollen den Grafen nicht berufen, sonst müßt' ich sagen, er führt sich recht gut auf. Wir haben noch keine Sekkatur auszustehn gehabt; der Herzog versichert, er kenne ihn gar nicht. In ihr ist eine Richtigkeit der Beurtheilung, ein unzerstörliches Leben und eine Güte, die mir täglich neue Bewunderung und Freude machen. Sie ist dem Herzog sehr nützlich." Und am folgenden Tage schildert er in noch lebhafterer Aufregung den von ihr empfangenen Eindruck. „Die Gräfin hat mir manche neue Begriffe gegeben, und die alten zusammengerückt. — Wie oft hab' ich die Worte Welt, große Welt, Welthaben u. s. w. hören müssen, und habe mir nie was dabei denken können. — Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet, diese hat Welt, oder vielmehr sie hat die Welt, sie weiß die Welt zu behandeln (la manier), sie ist wie Quecksilber, das sich in einem Augenblicke tausendfach theilt und wieder in eine Kugel zusammenläuft. Sicher ihres Werths, ihres Rangs, handelt sie zugleich mit einer Delikatesse und Aisance, die man sehn muß, um sie zu denken. — Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens. — Sie kennt den größten Theil vom vornehmen, reichen, schönen, verständigen Europa, theils durch sich, theils durch andere; das Leben, Treiben, Ver-

hältniß so vieler Menschen ist ihr gegenwärtig im höchsten Sinne des Worts. Es kleidet sie alles, was sie sich von jedem zueignet, und was sie jedem gibt, thut ihm wohl. — Ich habe noch drei Tage, und nichts zu thun, als sie anzusehn; in der Zeit will ich noch manchen Zug erobern." Der Graf, heißt es weiter, mache ihm seine „dramatische und epische Vorrathskammer" um ein Gutes reicher, was im allgemeinen auf sein Streben zu beziehen ist, das Leben und die Menschen klar zu durchschauen, wovon er denn in seinen Dichtungen nicht weniger als in seinem Handeln zweckmäßigen Gebrauch machte, wie er auch anderwärts in ähnlicher Weise von einer „politisch-dramatisch-moralischen Tasche", von einem „Arm voll moralischer und politischer Geheimnisse" spricht. Den 17. März 1782 schreibt er: „Der Herzog ist vergnügt, doch macht ihn die Liebe nicht glücklich; sein armer Schatz (die Gräfin) ist gar zu übel dran, an den leidigsten Narren geschmiedet, krank und für dies Leben verloren." Weiter am 30., nachdem er, der Graf und die Gräfin längere Zeit in Weimar gewesen: „Sie sieht aus und ist wie eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt." Am 25. August seufzt er: „Die schöne Gräfin und den abgeschmackten Grafen!" An der Gräfin des Romans rühmt Goethe in ähnlicher Weise Schönheit, Jugend, Anmuth, Zierlichkeit, feines Betragen, und wie viele einzelne Züge mag er von der Gräfin Werthern genommen haben, denen er aber freilich andere geschickt einwebte.

Schon am 20. März hatte er wieder einmal an den von Frau von Stein ihm empfohlenen Wilhelm Meister gedacht, doch erst am 21. Juni hoffte er die ersten Kapitel des zweiten Buches bald in Ordnung zu bringen und Lust zur weitern Fortsetzung zu gewinnen. Er hielt sich die folgenden Tage

an diesem seinem „dramatischen Ebenbilde", so daß er bereits am 30. Juni meldet, er habe sein zweites Buch, das ursprünglich wohl den Inhalt von I, 11 — 17 umfaßte, im ganzen ziemlich zu Stande. Am 10. August vollendete er zu seiner Freude ein Kapitel, dessen Anfang er Frau von Stein diktirt hatte. Der Abschluß des Buches gelang erst gleich nach seinem Geburtstage, fünftehalb Jahr nach dem ersten. Das dritte Buch, das wohl bis II, 6 ging, rückte bereits am 18. Oktober vor, erst am Morgen des 12. November ward es beendet. Denselben Tag begann Goethe das vierte, mit dem es aber nicht recht fortgehn wollte. Unterdessen war er unausgesetzt thätig, neuen Stoff für seinen Roman anzusammeln. So hatte er bereits am 28. Oktober das Bedeutende der Judenheit nun bald zusammen, das er zum Bilde eines Juden benutzen wollte, wovon sich aber in der jetzigen Fassung kaum eine Spur (II, 9) erhalten hat.*) Von Leipzig aus meldet er seiner vertrauten Freundin am 29. Dezember: „Gestern habe ich recht schöne Data zu meinem Wilhelm gesammelt, und verschiedene Lücken, die mir fehlten, ergänzt. Ich sehe und höre vielerlei. — Ich wünschte mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt unglaublich viel hier beisammen." Der Anfang des folgenden Jahres bot ihm in der wunderlichen Liebesgeschichte des Prinzen Konstantin, des jüngern Bruders seines Herzogs, die Grundzüge zu dem Verhältnisse zwischen Lothario und Lydien. Dieser Prinz hatte sich zu

---

*) Im August hatte er sich vergeblich nach Frankfurt wegen des dortigen Schutzjuden Elias Löb Reiß verwandt, damit dieser die Erlaubniß erhalte, an Sonn- und Festtagen aus der Judengasse zu gehn; derselbe hatte sich um die Kaufleute von Eisenach und Apolda „jederzeit besonders bemüht". Am 28. hatte er sich mit dem Juden Ephraim unterhalten, von dem der Freundin zu erzählen ihm ein Spaß sein werde.

Paris von seinem Begleiter, dem Hofrath Albrecht, getrennt und war mit einer schönen Französin, einer gewissen Darsaincourt, nach London gegangen, die er nach Weimar geschickt hatte, wo sie ihn erwarten sollte. Man brachte sie zuerst in das Haus eines Oberförsters nach Tannroda, um hier den Ausgang abzuwarten, wie im Roman Lydie zu Theresen gesandt ward. Goethe mußte auch hierbei seine guten Dienste verwenden. „Ich reite zu der Unglücklichen nach Tannroda", meldet er am 4. Mai der Frau von Stein. „Sie schrieb mir gestern beiliegenden Brief. Das arme Geschöpf wußte nicht, was es für eine mächtige Anrufung ist, mich im Namen de tout ce que j'ai de plus cher zu bitten." Später ward sie auf ihren eigenen Wunsch, da ihre Hoffnungen sich nicht verwirklichten, nach Frankreich zurückgebracht. Sonst schwebt bei Lothario mehr der Herzog Karl August als dessen Bruder vor, der schon 1793, gerade zu der Zeit starb, als er zu den besten Hoffnungen berechtigte.

Am 19. Mai sandte Goethe die drei ersten Bücher an Knebel, der sie weiter an seine Mutter besorgen sollte. „Was du daran lobst", erwiedert er am 3. Juli dem Freunde, „habe ich wenigstens zu erreichen gesucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe noch keinen Genuß daran; diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im ganzen zu übersehn. Und selten, daß ein Leser bestimmt sagen kann, was ihm wohlgethan hat. Das vierte Buch ist zur Hälfte fertig; vielleicht rückt die andere bald nach." Doch erst am 12. November, an demselben Tage, wo er das Buch vor einem Jahre begonnen, ward es vollendet. Aus Knebels Tagebuch vom 14. Dezember ergibt sich, daß II, 11 zu diesem Buche gehörte. Für Knebels freundliche Aufnahme desselben dankte Goethe am 23. Dezember.

„Ich fahre nun fort“, bemerkt er, „und will sehen, ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im ganzen übersehn, durchsehn und alles schärfer und fühlbarer aneinander rücken kann.“

Im Juni 1784 finden wir den Dichter mit dem schon weit gediehenen fünften Buche, das wohl dem jetzigen dritten entsprach, ernstlich beschäftigt. „An Wilhelm habe ich hier und da eingeschaltet und am Stile gekünstelt, daß er recht natürlich werde“, schreibt er von Eisenach aus der vertrauten Freundin, „und habe nun den Schluß des Buches recht gegenwärtig. Wenn ich wieder zu Dir komme, wollen wir es schließen. Ich habe Liebe zu dem Werklein, weil ich denke, es macht Dir Freude.“ Er hatte mehrfach einzelne Kapitel des Buches der Freundin in die Feder diktirt. Die Anwesenheit des schon früher in Berlin gesehenen Prinzen Heinrich von Preußen, der am 5. Juli mit Gefolge in Eisenach ankam, aber nur über Tafel blieb, war für unsern Dichter, dem er sich sehr gnädig bewies, auch in sofern von Bedeutung, als er hierbei, wie er sich äußert, einige Beiträge zu seinem fünften Buch im Fluge schoß. Man hat hier besonders an III, 8 zu denken, doch dürfte die Beschreibung des längere Zeit andauernden Besuches des Prinzen, die jetzt sehr zurücktritt, ursprünglich einen viel weitern Raum in Anspruch genommen haben. Die Vollendung des fünften Buches fällt Mitte Oktober; das gleich darauf begonnene, bis zum Ende des jetzigen vierten reichende sechste Buch, das ihn besonders zu Ilmenau im Sommer 1785 beschäftigte, schloß er, wie er sich und der Freundin versprochen hatte, im November völlig ab. „Möge es Euch so viel Freude machen“, schreibt er am 11. November, „als es mir Sorge gemacht hat, ich darf nicht sagen Mühe; denn die ist nicht bei diesen Arbeiten, aber wenn man so genau weiß, was man will, ist

man in der Ausführung niemals mit sich selbst zufrieden." Daß man es noch besser machen könnte, fühlte er beim Durchgehen sehr wohl; die folgenden Bücher, hoffte er, würden von seinen Studien zeugen. Höchst bedeutend ward für ihn das Verhältniß zu dem badischen Geheimerath Edelsheim, der acht Tage am herzoglichen Hofe verweilte. „Sein Umgang macht mir mehr Freude als emals", schreibt er am 20. September; „ich kenne keinen klügern Menschen. Er hat mir manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe. Könnt' ich nur ein Vierteljahr mit ihm sein!" Wie ihm diese durch Edelsheim gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen besonders für die folgenden Bücher von hoher Wichtigkeit waren, so bildete seine Beschäftigung mit Hamlet zu diesen eine nothwendige Vorbereitung. Schon im Juni ward das tiefsinnige Drama, das so bedeutsam im Roman hervortreten sollte, eifrig durchdacht; im folgenden Januar ging er es mit Frau von Stein durch, wobei er es in seiner Weise auszulegen suchte. Dem Herzog wird er die vollendeten sechs Bücher vorgelegt haben. Daß dieser dieselben mit großem Antheil in der Oberförsterei zu Tannroda las, wissen wir aus einer spätern Aeußerung Goethes.

Am 8. Dezember 1785 schrieb er den Plan zu allen sechs folgenden Büchern des Romans auf, aber mit der Ausführung ging es sehr langsam. In Jena, wohin er auf einige Tage ging, fand er nur einen Namen, vielleicht den des kleinen Felix. Im folgenden März hoffte er mit dem siebenten Buch vorzurücken, wenn er es auch nicht so bald beendigen sollte. Von Jena aus meldet er der Freundin am 21. Mai: „An Wilhelm hab' ich geschrieben, und bei jeder Seite hoffe ich auf die Freude, sie Dir vorzulesen. Einige Sorge hab' ich doch für dieses Buch." Aber am folgenden Tage äußert er die Hoffnung, es werde ihm damit

glücken. Wurden auch die schönen Tage zu Jena mehr verlebt als thätig benutzt, so gewann er doch hier „einige Dinge", die seinen Roman, wenn auch nicht gleich das nächste Buch, zieren sollten. Gleich darauf nahm ihn die Durchsicht seiner gedruckten Werke für die beabsichtigte Ausgabe seiner Schriften so sehr in Anspruch, daß der Roman liegen blieb.

Auf der italienischen Reise war er zunächst mit seinen dramatischen Arbeiten beschäftigt, doch blieb auch hier sein Wilhelm nicht ganz unbeachtet. Zu Vicenza hielt er sich einige Tage länger auf, weil er diese Stadt seiner Mignon zur Heimat geben wollte; lange hatte er zwischen Vicenza und Verona geschwankt. Mignons Lied: „Kennst du das Land", das jetzt das dritte Buch beginnt, scheint wohl erst in Italien oder nach der Rückreise entstanden zu sein, wogegen die schönen Strophen „Nur wer die Sehnsucht kennt" (IV, 11) schon am 20. Juni 1785 gedichtet waren. Die großen und hellen Ansichten, die er in Italien über Kunst und Natur gewann, mußten auch seinem Roman zum Vortheil gereichen. Anfangs 1787 ergetzte ihn zu Rom der Antheil, mit welchem der Herzog nach Wilhelm Meister frug. „Seit der Zeit, da Sie ihn in Tannroda lasen", erwiedert er am 10. Februar, „hab' ich ihn oft wieder vor der Seele gehabt. Die große Arbeit, die noch erfordert wird, ihn zu endigen und ihn zu einem Ganzen zu schreiben, wird nur durch solche theilnehmende Aufmunterungen überwindlich. Ich habe das Wunderbarste vor. Ich möchte ihn endigen mit dem Eintritt ins vierzigste Jahr; da muß er auch geschrieben sein. (Das vierzigste Jahr als der Beginn reifer Männlichkeit, mit welcher eine neue Zeit beginnt.) Daß es auch nur der Zeit nach möglich werde, lassen Sie uns, wenn ich wieder komme, zu Rathe gehn: Den 23. März meldet er aus Neapel: „Seltsamerweise erinnert mich ein Freund in diesen Tagen an

Wilhelm Meister und verlangt dessen Fortsetzung; unter diesem Himmel möchte sie wohl nicht möglich sein, vielleicht läßt sich von dieser Himmelsluft den letzten Büchern etwas mittheilen." Diese im Wortlaute etwas veränderte Aeußerung bezieht sich auch wohl auf die theilnehmende Frage des Herzogs.

„Ich habe über allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken", bemerkt Goethe am 5. Juli, „daß mein Wilhelm Meister recht anschwillt." Und drei Monate später: „Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich selbst und andere, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenngleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm gefaßt und geschlossen." Gerade die letzten Bücher boten hierzu die reichste Gelegenheit dar. Aber manches, was er hierzu bestimmt hatte, fiel ohne Zweifel bei der spätern Bearbeitung weg.

Nach der Rückkehr aus Italien nahmen Tasso und Faust den Dichter lebhaft in Anspruch; an Wilhelm Meister ward nicht gedacht.*) Ende 1790 ward er durch die Herzogin Mutter und Herder veranlaßt, den Roman wieder vorzunehmen, doch ging seine Hoffnung, im neuen Jahre dieses alte Werk der Vollendung näher zu bringen, nicht in Erfüllung, wenn auch die Uebernahme der freilich am Anfange nur lässig betriebenen Leitung des herzoglichen Theaters ihm reichen Stoff zu späterer Benutzung bot. Die folgenden beiden Jahre, von denen er einen großen Theil im Angesicht des Krieges verbrachte, waren der Fortführung des Romans keineswegs günstig: wissenschaftlichen Arbeiten und der Bühne war seine ganze Muße gewidmet. Um sich endlich selbst zum

*) In einem Briefe an Herder bezeichnet Goethe einmal die jungen deutschen Künstler, unter denen er lebte, die Herder selbst später unwillig „Künstlerburschen" nennt, als Wilhelms Verwandte.

Abschluß des so lange auf ihm lastenden Werkes zu zwingen, sagte er dem Buchhändler Unger den Roman als Fortsetzung seiner bei demselben begonnenen neuen Schriften zu, deren beide ersten Bände den Großkophta und die Uebertragung des Reineke enthielten.

Bei den sechs ersten Büchern des Romans war die Hauptaufgabe, den gesammelten und gehäuften Stoff möglichst zusammenzudrängen, ihn mit der jetzt gewonnenen Klarheit, Erfahrung und Kunsteinsicht zu sinnlicher Durchsichtigkeit zu gestalten und seelenvoll zu beleben. Das Vorhandene konnte bloß als Entwurf gelten und mußte fast um ein Drittel gekürzt werden; die jetzt klar vorschwebende, im einzelnen vielfach durchdachte Entwicklung nöthigte zu manchen Aenderungen des in freiem Ergusse Hingeworfenen. Die beiden ersten Bücher wurden bereits im Juni 1794 abgeschlossen und nach Berlin zum Druck gesandt. Daß der Dichter je zwei Bücher, wie er sie vollendet hatte, drucken lassen mußte, ohne daß ihm das Ganze abgeschlossen vorlag, konnte der Dichtung nur zum Nachtheil gereichen. Hätte er vor dem Drucke den vollendeten Roman noch einmal durchgehn können, so würde sich im einzelnen manches einfacher und leichter gestaltet haben, auch würden einzelne Widersprüche und Ungleichheiten vermieden worden sein. Gegen den 13. Juni sandte er das erste Buch an Herder; jetzt, wo es umgeschrieben sei, bedürfe es noch manches Federstriches, nicht um gut zu werden, sondern um ihm nur einmal als eine Pseudokonfession (da er den Standpunkt Wilhelms überwunden hatte) vom Herzen und Halse zu kommen. Auf den Sonntag lud er ihn mit Knebel zu sich ein, um darüber Gericht zu halten. Herder war wenig befriedigt, ja der Roman schien ihm durch die neue Form wesentlich verloren zu haben. Statt daß wir früher durch die Darstellung von Wilhelms Jugend für die-

sen gewonnen würden, erschiene er jetzt gleich da, wo wir ihn nicht sehn möchten, und wir könnten uns seine Verirrungen nur durch den Verstand erklären. Auf Herders beschränkten sittlichen Standpunkt konnte Goethe nicht eingehn, der sehr bedauern mußte, daß der alte Freund die künstlerische Vortrefflichkeit der Komposition übersah. Viel anerkennender, wenn auch nicht ganz erfreulich, wird Knebels Urtheil gelautet haben.

Goethes wenige Wochen später geknüpfte höchst folgenreiche Verbindung mit Schiller gedieh den übrigen Büchern des Romans zum entschiedensten Vortheil, nicht allein durch die manchen einsichtsvollen Bemerkungen des tiefdringenden, von wärmstem, echt dichterischem Gefühle belebten neugewonnenen Freundes, sondern Goethe selbst fühlte sich in dem Wechselverkehr mit einem so reich schöpferischen Geiste mächtig gehoben, frisch verjüngt und zu edelstem Zusammenwirken im Reiche der Dichtung nachhaltig begeistert. Als er am 6. Dezember die Aushängebogen des ersten Buches Schiller mittheilte, fand dieser nichts darin, was nicht in der schönsten Harmonie mit dem Ganzen stände. „Herr von Humboldt hat sich recht daran gelabt", fügt er hinzu, „und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle. Gewiß wird diese Wirkung allgemein sein. Alles hält sich darin so einfach und schön in sich selbst zusammen, und mit wenigem ist so viel ausgerichtet. — Die kühnen poetischen Stellen, die aus der stillen Flut des Ganzen wie einzelne Blitze vorschlagen, machen eine treffliche Wirkung, erheben und füllen das Gemüth. Ueber die schöne Charakteristik will ich heute noch nichts sagen, eben so wenig von der lebendigen und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrscht. — Die Apologie des Handels ist herrlich und in einem großen Sinn; aber daß Sie neben dieser die Neigung des Haupt-

helden noch mit einem gewissen Ruhm behaupten konnten, ist gewiß keiner der geringsten Siege, welche die Form über die Materie errang.“ Goethe war hocherfreut über diese begeisterte Aufnahme. Nach den sonderbaren Schicksalen, welche der Roman von innen und außen gehabt, meinte er, wäre es kein Wunder, wenn er darüber ganz und gar in Verwirrung gerathen wäre; zuletzt habe er sich bloß an seine Idee gehalten, und er wolle sich freuen, wenn sie ihn aus diesem Labyrinthe herausleite. Den 3. Januar 1795 sandte er dem Freunde den eben im Druck vollendeten Band des Romans, von dessen zwei ersten Büchern er nur das erste bisher gesehen hatte. Schiller empfand, je weiter er im Lesen kam, eine immer süßere und innigere Behaglichkeit, ein immer lebhafteres Gefühl geistiger und leiblicher Gesundheit, das von der durchgängig darin herrschenden Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit herkomme, welche auch nicht das Geringste, wodurch das Gemüth unbefriedigt und unruhig bleibe, zurücklasse und die Bewegung nicht weiter treibe, als nöthig sei, um ein fröhliches Leben in dem Menschen anzufachen und zu erhalten.

Ueber das dritte Buch, das Goethe am 7. dem Freunde in der Handschrift zukommen ließ, verhandelte er mündlich mit ihm noch in demselben Monate. Und schon den 11. erfolgte die Zusendung des fast zum Schlusse gebrachten vierten Buches, in welchem Schiller die Stellen, die ihm einigen Anstoß boten, durch Striche am Rande bezeichnete. Nur zwei wichtigere Bemerkungen glaubte er äußern zu müssen, von denen sich die eine auf das Geschenk bezog, das Wilhelm von der Gräfin durch die Hände des Barons erhält; er meinte nämlich (und Goethe unterließ nicht, hierin dem Urtheil des Freundes Folge zu leisten), der Gräfin und Wilhelms Gefühl müsse dadurch geschont werden, daß dieses Geschenk als Ersatz für gehabte Unkosten geboten und angenommen

werde. Auch dem Wunsche Schillers, die treffliche Ausführung über Hamlet durch einige bedeutende Zwischenumstände zu unterbrechen, entsprach der Dichter; denn die Stelle K. 14 „Wilhelm hatte nicht bemerkt" bis K. 15 „Serlo, der eben" scheint in Folge desselben theils glücklich eingeschoben, theils weiter ausgeführt.

Viel größere Anforderungen als die im Entwurf vorliegenden vier ersten Bücher, welche den frühern sechs ersten entsprechen, stellten die folgenden an den Dichter. Durch den Muth, den ihm die im Januar zu Jena mit Schiller über den Roman gepflogene Unterredung eingeflößt hatte, fühlte er sich am 18. Februar angeregt, das Schema zum fünften und sechsten Buche auszuarbeiten, von denen das letztere durch die Erinnerung an eine edle, frommsinnige Freundin seiner ahnungsvollen Jugendzeit ihn so lebhaft anzog, daß er es vor dem fünften auszuführen sich gedrungen fühlte. Es lag hier eine ältere Darstellung der wunderbaren Lebenswendung jener Freundin, vielleicht gar eigene Bekenntnisse derselben, zu Grunde; wenigstens beruht dieses Buch in seinen Grundzügen auf wirklichen Verhältnissen. Bei der schönen Seele, deren Bekenntnisse es enthält, schwebte Susanne Katharine von Klettenberg vor*), die älteste, am 19. Dezember 1723 geborene Tochter des frankfurter Arztes Remigius Seiffart von

*) Dies bemerkt Goethe selbst in Wahrheit und Dichtung, wo er ausführlich dieser frommen Freundin und seines Verhältnisses zu derselben gedenkt. Seine Mutter schrieb nach dem Erscheinen des sechsten Buches: „Das ist der lieben Klettenberg wohl nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter."

**) Dessen Schwester Franziska (1689—1777) dürfte die zweimal erwähnte Tante sein. Einmal wird der Tanten gedacht. Fräulein von Klettenberg

Klettenberg**), der zehn Jahre später zum Rathsherrn erwählt wurde, auch mehrmal die Bürgermeisterwürde bekleidete. Ihr Verlobter, hier Narziß genannt, war der berühmte deutsche Rechtsgelehrte Dr. Johann Daniel von Olenschläger, geboren am 18. November 1711*), der, nachdem er seine Studien zu Leipzig und Straßburg vollendet und Italien wie auch die vornehmsten deutschen Höfe bereist hatte, sich 1737 in seiner Vaterstadt Frankfurt niederließ; Kaiser Franz I. erhob ihn in den Freiherrnstand. Er bewarb sich um die Hand des Fräuleins von Klettenberg; die Eltern willigten in die Verlobung. Sie aber durchschaute seinen Charakter und erkannte bald, daß er sich von ihr zurückziehen werde, was sie auch unbefangen gegen ihn aussprach, wobei sie ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit bat, ihr nicht zu verhehlen, wenn er einer andern gewogen würde, da sie dies zuerst von ihm zu erfahren wünsche, höchst ungern durch andere damit überrascht werden würde. Darüber ward er verlegen; allein konnte und wollte er auch jene Möglichkeit nicht in Abrede stellen, so betheuerte er doch, daß er bis jetzt noch keineswegs im vorausgesetzten Falle sei, und er jedenfalls jenen billigen Wunsch getreulich erfüllen werde: rede er falsch, fügte er verwünschend hinzu, so solle sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen. Fräulein von Kletterberg verwies ihm eine solche frevelhafte Verschwörung. Seit dieser Zeit sah sie ihn nicht mehr wieder; er vermählte sich einige Zeit darauf (im Jahre 1748) mit der fünfundzwanzigjährigen Tochter des reichen und gelehrten Rechtsgelehrten Dr. Johann Philipp Orth. Der erste Sohn dieser Ehe aber kam

---

berichtet in einem Briefe aus dem Jahre 1769 von zwei sehr alten Tanten, die sie zu pflegen habe.

*) Vgl. Goethes Schilderung im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung.

taubstumm zur Welt. Bei dem Bilde des spätern Freundes der schönen Seele, dem unser Dichter den auf die Liebe deutenden Namen Philo gibt, schwebt in mancher Beziehung der am 18. Dezember 1723 zu Stuttgart geborene spätere hessendarmstädtische Minister und Kanzler Friedrich Karl von Moser vor, der 1751 im hessenhomburgischen Auftrag nach Frankfurt kam, wo er bald darauf zum hessendarmstädtischen Legationsrath ernannt wurde. Er gehörte zum Kreise der Frommen und war mit Fräulein von Klettenberg innigst verbunden; wie Philo, besaß er regen Kunstsinn. Der in den Bekenntnissen genannte Oberhofprediger ist der von Goethe im vierten Buche von Wahrheit und Dichtung erwähnte, bei seinem am 4. Juli 1761 erfolgten Tode allgemein beklagte Johann Philipp Fresenius zu Frankfurt, der adelige Apostel ein Herr von Bülow, der bis zum Jahre 1763 zu Frankfurt verweilte, wo er Sonntags erbauliche Versammlungen für Mannspersonen verschiedener Stände hielt, an denen sich auch der angehende Prediger Johann Andreas Claus, geboren zu Frankfurt am 2. November 1731, als andächtiger Zuhörer betheiligte. „Zu eben dieser Zeit (vom Jahre 1757 an) blühte eine besondere Verbindung einiger guten Christen aus den höhern Ständen", schreibt Claus, „zu welcher die Frau Pfarrerin Griesbach, geborene Rambach, Fräulein von Klettenberg und andere Frauenzimmer nebst den obengedachten Herrn von Bülow, Herrn Hofrath (Johann Friedrich) Moritz (gleichfalls mit Goethe bekannt, wie dieser im fünfzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung berichtet) und Herrn von Moser gehörten. Wir alle neigten uns auf die Seite der Brüdergemeinde, sangen ihre Lieder, lasen ihre Schriften und überlegten oft, wie wir uns gegen sie zu benehmen und ihretwegen zu vertheidigen hätten. — Wir wollten den Namen Herrnhuter nicht auf uns kommen lassen." Fresenius verbot ihm den

Umgang mit einem der Brüdergemeinde sehr ergebenen Manne, und er untersagte ihm das Predigen, doch ward bald darauf eine Verständigung herbeigeführt. Im Jahre 1760 kam Claus als Hauslehrer zu einer gottseligen Wittwe, die im klettenbergischen Hause wohnte und die Erziehung zweier Söhne ihrer verstorbenen Schwester übernommen hatte. Hier wurden regelmäßige erbauliche Versammlungen gehalten, in denen Claus gewisse Bibelstellen theils erklärte, theils zur Besprechung vorlegte; „die sonntäglichen Erbauungsstunden gingen im Segen fort, nur in verschiedenen Häusern." Die Mutter verlor Fräulein von Klettenberg am 7. November 1756. Ihre jüngste Schwester Maria Magdalena heiratete den hessenhanauischen Regierungsrath und Kammerjunker Philipp Rudolf von Trümbach. Die mittlere, gleichfalls frommsinnige Schwester, Mariane Franziska, starb im Mai 1765; der Vater folgte ihr als vierundsiebzigjähriger Greis im Juli 1766. Unmittelbar darauf besuchte Fräulein von Klettenberg die herrnhutische Gemeinde im nahen Marienborn. Hier lernte sie den zu Barby 1777 gestorbenen Bischof Friedrich Wenzel Neißer kennen, einen geborenen Mährer, der Messerschmied war, und den Graubündener Johann Loretz, der 1751 als Hauptmann aus genuesischen Diensten getreten war und sich sieben Jahre später der Brüdergemeinde angeschlossen hatte, für die er weite Reisen unternahm. Aus ihren Briefen an erstern geht die Vorliebe hervor, welcher dieser für die englische Sprache hegte.*) Auch mit manchen andern Mitgliedern der Brüdergemeinde stand sie in Verbindung; so mit einem Diasporaarbeiter nahe bei Frankfurt.

---

*) Daher ist auch wohl der Ausdruck beloved ones zu erklären, dessen sich die schöne Seele einmal zur Bezeichnung der gleichgesinnten Frommen bedient.

Eine beabsichtigte Reise nach Holland zur Kenntniß der dortigen Brüdergemeinde kam nicht zu Stande. Im Jahre 1768 litt sie sechs Monate lang an einer schweren Krankheit, wobei ein altes Uebel zu Grunde lag. Zu derselben Zeit entriß ihr der Tod ihre letzte Schwester, die ihren Gatten kurz vorher verloren hatte, so daß sie die Sorge für die verwaisten Kinder derselben übernehmen mußte Gerade um diese Zeit war es, daß der von Leipzig krank heimkehrende Goethe sich mächtig zu ihr hingezogen fühlte. Der Arzt, durch dessen Geheimmittel Goethe damals geheilt ward, J. Fr. Metz (geboren 1724, gestorben 1782), seit 1765 in Frankfurt, schwebt ohne Zweifel auch in den Bekenntnissen vor. Daß Goethe in diesen auch die meisten äußern Verhältnisse aus der Wirklichkeit genommen und der Zeitfolge treu geblieben, ergibt sich aus dem Mitgetheilten; wären unsere Nachrichten über sie nicht so lückenhaft und nur zufällig erhalten, so würden ohne Zweifel noch manche andere übereinstimmende Züge anzuführen sein. Dagegen mußte der Dichter bei der Einfügung dieser Bekenntnisse in seinen Roman sich manche Freiheiten erlauben. So fand der Oheim kein Vorbild in der Familie Klettenberg, und die Charaktere Nataliens und ihrer drei Geschwister sind nichts weniger als von den Kindern der Frau von Trümbach entnommen, die nur eine Tochter und einen Sohn hinterließ. Wie glücklich er aber den Ton und die ganze Gefühlsweise der Fräulein von Klettenberg wiedergegeben, zeigen auf überraschende Weise die wenigen von ihr erhaltenen Briefe, Aufsätze und Lieder, welche J. M. Lappenberg in der Schrift: Reliquien der Fräulein S. K. von Klettenberg (1849), herausgegeben hat.

„Vorige Woche", schreibt Goethe am 18. März an Schiller, „bin ich von einem sonderbaren Instinkte befallen worden, der glücklicherweise noch fortdauert. Ich bekam Lust, das religiöse Buch

meines Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjektiven und Objektiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu, als vielleicht zu einem andern Theile. Und doch wäre, wie Sie seiner Zeit sehn werden, eine solche Darstellung unmöglich gewesen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu gesammelt hätte." Nach dem sechsten Buche, das ihn unvermuthet sehr förderte, da es vor- und rückwärts wies und, indem es begränzte, zugleich leitete und führte, begann er das fünfte, dessen Epoche machende erste Hälfte er am 11. Juni an Schiller sandte. Dieser verschlang die neue Sendung mit einer ordentlichen Trunkenheit und einer einzigen ungetheilten Empfindung; selbst in den vorhergehenden Büchern sei nichts, was ihn so Schlag auf Schlag ergriffen und in seinem Wirbel unfreiwillig fortgezogen habe. Nur kam es ihm zuweilen vor, es sei den auf das Schauspielwesen bezüglichen Bemerkungen mehr Raum gegeben, als sich mit der freien und weiten Idee des Ganzen vertrage, so daß eine Verkürzung derselben dem Roman sehr förderlich sein würde. Goethe erkannte die Richtigkeit der „Erinnerungen wegen des theoretisch-praktischen Geschwätzes" vollkommen an, und ließ deshalb „bei einigen Stellen die Scheere walten". Anfangs August erhielt Schiller den Schluß des fünften Buches, wozu er, um die Handschrift nicht zu lange zurückzuhalten, nur wenige einzelne Bemerkungen machte. „Die Erwartung steigt noch immer", so beschreibt er den Eindruck, welchen die Fortsetzuug auf ihn gemacht, „aber man sieht doch schon von ferne, daß der Wald anfängt lichter zu werden. Die Erinnerung an Marianen thut gute Wirkung, und Mignon wächst mit jedem Buch mehr heran. Der düstere Harfenspieler wird immer düsterer und geisterhafter, und Philine gefällt mir noch immer trefflich

wohl. Man freut sich, wie Sie in diesem Buche vorhergegangene Personen und Szenen wieder ins Gedächtniß bringen." Ueber den Anfang des sechsten Buches, den Schiller bald darauf erhielt, hätte er sich gern mündlich gegen Goethe ausgesprochen. Die Art, wie er den stillen Verkehr der schönen Seele mit dem Heiligen in sich eröffne, schien ihm höchst glücklich, dieses Verhältniß zart und fein und seine Entwicklung äußerst übereinstimmend mit der Natur. Durch diese günstige Aufnahme höchst erfreut und ermuntert, hoffte Goethe, der Freund werde am Ende nichts Wesentliches zur Schilderung christlicher Religionsschwärmerei vermissen, besonders wenn sie den Gegenstand noch einmal durchsprechen könnten; freilich sei er sehr leise aufgetreten und habe vielleicht dadurch, daß er jede Art von Dogmatisiren zu vermeiden und seine Absichten völlig zu verbergen gesucht, die allgemeine Wirkung etwas geschwächt; es sei schwer, in solchen Fällen den Mittelweg zu halten. Wenn er bemerkt, er wolle die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne erst im achten Buche in einer folgenden Generation erscheinen lassen, so denkt er hierbei an Natalien, dieses Musterbild reinster und edelster werkthätiger Liebe, welche der Grundpfeiler des wahren Christenthums ist.

Als der Dichter Anfangs Oktober den Schluß des sechsten Buches, ohne ihn Schiller mitzutheilen, zum Drucke absandte, war das folgende Buch schon größtentheils fertig, und wollte er nicht wanken, bis er den Roman ganz vollendet habe, doch fanden sich bald manche Abhaltungen, und drängte sich ihm auch in den folgenden Monaten die Ausarbeitung der weitern Entwicklung im einzelnen lebhaft auf, so zog doch das Durchdenken eines in jeder Beziehung genügenden, „reine Wirthschaft machenden" Abschlusses ihn hiervon bald ganz ab; das Ganze wollte er zunächst in sei-

nem Kopfe reif werden lassen, ehe er sich der Ausführung zuwende. Anfangs Februar 1796 begann er, das siebente Buch aus dem Diktirten ins Reine zu schreiben, indem er das, was weiter daran zu thun sein werde, auf die Zeit verschob, wo das achte Buch ebenso weit gediehen sei, und er das Ganze mit Schiller recht lebhaft und ernsthaft durchgesprochen habe. Von Mitte Februar bis Anfangs Juni, während welcher Zeit Schiller und Goethe in fast ununterbrochenem persönlichen Verkehr standen, wurde vielfach über den Roman verhandelt. Am 10. Juni sandte Schiller die Handschrift des siebenten Buches, das er schon am 23. Mai gelesen hatte, dem Freunde zurück, der es nur noch einmal vor dem Druck durchgehn wollte; das achte war bereits so weit gediehen, daß der Dichter meinte, es bedürfe zur Vollendung nur noch eines äußern Antriebs. Als er endlich am 26. Juni den Schluß des „großen Werkes“, der auf jeden Fall noch einmal durchgearbeitet und abgeschrieben werden müsse, dem Freunde zuschickte, konnte er sich kaum freuen, daß es so weit sei, da man von einem langen Wege immer ermüdet ankomme; er wünschte dieses Buch nicht eher zurück, bis er bei sich ganz aufgeräumt habe; hatte er sich ja zuletzt an dem Werke völlig abgearbeitet. Wenige Tage vorher hatte er dem Freunde bemerkt, fast möchte er abergläubig werden, wenn er die zusammentreffenden Umstände bedenke, wodurch etwas beinah Unmögliches auf einem ganz natürlichen Wege noch endlich wirklich werde; so viel sei gewiß, daß ihm gegenwärtig die lange Gewohnheit wohl zu statten komme, Kräfte, zufällige Ereignisse, Stimmungen, Angenehmes und Unangenehmes, wie es sich aufdringen möge, im Augenblicke zu nutzen.

Schiller gab sich mit ganzer Seele dem Abschlusse des Werkes hin, zu dessen gründlicher Beurtheilung er sich eine Abschrift des

siebenten Buches erbat*); je mehr er sich in den Roman vertiefte, den er nun in seinem ganzen Zusammenhang durchlas, desto mehr fühlte er sich befriedigt, und er entschloß sich, die Beurtheilung desselben sich zu einem ordentlichen Geschäft zu machen. In drei inhaltschweren Briefen spricht er dem Freunde gegenüber die Vortrefflichkeit des Werkes aus; nur einige Bedenken deutet er an, die sich meist auf den Mangel an gehöriger Motivirung beziehen, dem der Dichter durch treffende Aenderungen abhalf, wie er auch auf seinen Wunsch eingegangen sein dürfte, die Geschichte Speratens etwas abzukürzen, weil sie in den Schluß falle, wo man ungeduldiger zum Ziel eile. Die drei Mißheiraten wünschte Schiller durch ein paar Worte im Munde Lotharios, der bei den aristokratischen Lesern am meisten Glauben finde, gegen mögliche Verkennung gesichert, wodurch er auch eine Gelegenheit erhalte, Lotharios vollendeten Charakter zu zeigen. Indessen konnte Goethe hierauf nur in sofern eingehn, als er Theresen einige Bemerkungen über Mißheiraten in den Mund legt und Lothario über alle Standesvorurtheile erhaben zeigt. Auch daran nahm Schiller Anstoß, daß Werner am Anfang des achten Buches schon mehrere Jungen habe, welche schreiben, rechnen und handeln, wonach zwischen dem fünften Buche, wo Werner noch unverheiratet erscheine, und dem achten sechs bis sieben Jahre verflossen sein würden, und es ergebe sich hieraus, wenn man genau rechne, daß Mignon, als sie sterbe, wenigstens einundzwanzig (?), Felix zu derselben Zeit zehn oder elf Jahre alt sei, was doch unmöglich in seiner Absicht

*) Diese Abschrift blieb in Schillers Händen, dessen jüngste Tochter Frau von Gleichen-Rußwurm sie dem deutschen Hochstifte in Goethes Vaterhause zu Frankfurt am Main schenkte: sie ist besonders durch Goethes eigenhändige Aenderungen von großem Werthe. Die sämmtlichen Abweichungen derselben habe ich in der hempelschen Ausgabe (Goethes Werke XVII) gegeben.

liegen könne. Goethe, der sonst auf derartige Bedenken wenig Gewicht legte, ließ sich durch diese Bemerkung bestimmen, jene Stelle dahin zu ändern, daß Werner seine Kinder, die sich zu gescheidten Jungen anlassen, im Geiste schon sitzen und schreiben, handeln und trödeln sieht. Allein auch eine Zeit von zwei oder drei Jahren, die sich hiernach ergeben würde, kann unmöglich zwischen dem fünften und achten Buche angenommen werden. Jeder Anstoß würde geschwunden sein, hätte der Dichter sich entschließen können, die Erwähnung von Werners Kindern ganz wegzulassen.

Auf Goethes ernstlich dringendes Verlangen fuhr Schiller in seinen Ausstellungen fort*), wo er denn zunächst den Wunsch äußerte, das Bedeutende der Maschinerie der Mächte des Thurms, die Beziehung derselben auf das innere Wesen möge dem Leser etwas näher gelegt werden, damit er einen klaren Blick in den ganzen Verlauf der Handlung thun könne; dazu wäre bloß nöthig, jene theatralischen Erscheinungen durch eine deutlicher ausgesprochene Beziehung auf den höchsten Ernst des Gedichtes auch vor der Vernunft zu rechtfertigen. Hierzu scheine ihm der Abbé besonders geeignet, der dadurch auch Gelegenheit erhalten werde, sich selbst mehr zu empfehlen. Vielleicht wäre es auch nicht überflüssig, wenn der besondern Veranlassung gedacht würde, welche Wilhelm zum Gegenstand der einflußreichen Sorge des Abbés gemacht. Goethe, der die Stellen, welche er zu ändern oder zu ergänzen gedachte, auf einem besondern Blatte anzeigte, gestand mit übermäßiger

*) Wenn Goethe am 7. Juli äußert, er selbst glaube kaum, daß eine andere Einheit als die der fortdauernden Stetigkeit im Roman zu finden sei, so wollte er damit wohl den strengen, mehr philosophischen als dichterischen Anforderungen Schillers die Spitze abbrechen, und nicht ohne Grund ließ er später gerade diese Stelle, in welcher er sich selbst entschieden Unrecht that, aus dem Briefwechsel weg. Vgl. dagegen oben S. 21, unten S. 39.

Nachgiebigkeit, daß er durch einen gewissen realistischen Tik, seine Handlungen und Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken, sich habe verleiten lassen, die Mächte des Thurms etwas im Dunkeln zu lassen; ein ganz eigenes Licht und ein eigener geistiger Schein würde über das Ganze gefallen sein, hätte er die frühe Aufmerksamkeit des Abbés auf Wilhelm rein ausgesprochen, was er aber nicht über sich vermocht habe.*) Aber Schiller wollte keineswegs, daß Goethe von seiner eigenthümlichen Natur abgehn sollte; er brauche nicht dem Leser die Momente, worauf es ankomme, blank und baar zuzuzählen, nur müsse im Werke alles dasjenige liegen, was zu seiner Erklärung nöthig sei. In dieser Beziehung hebt er vier Punkte hervor, worin Goethe den Anforderungen des Freundes gern genügte. Erstens werde man wissen wollen, zu welchem Ende der Abbé oder sein Helfershelfer den Geist des alten Hamlet spiele. Zweitens möchte man fragen, warum man von der einen Seite Wilhelm zum Theater treibe, da man ihm auf der andern zu seinem ersten Auftreten behülflich sei. Wie Goethe beiden Anforderungen genügte, zeigt die zu diesem Zwecke eingeschobene Stelle VIII, 5 „Ich bitte Sie" bis „schmerzlich bedauern". Drittens wünschte man zu wissen, ob der Abbé und seine Freunde gewußt, daß Wilhelm mit Werner so nahe bekannt und verwandt sei, und man wundere sich, daß sie Wilhelm aus dem Gutskauf seines Freundes ein Geheimniß gemacht. Allein diese Verwunderung dürfte ganz ungegründet

*) Ob die Aeußerung Jarnos (VIII, 5), der Abbé habe ihn besonders in Gunst genommen, späterer Zusatz sei, läßt sich nicht bestimmen. Doch wäre eine solche Bemerkung keineswegs nothwendig, da bereits I, 17 berichtet wird, wie schon der Knabe den Abbé angezogen habe, und dieser durch die Bemühungen, die er sich um Friedrich gab, in nächste Verbindung mit Wilhelms wunderlichen Irrwegen gebracht wurde. Es war gewiß ein echt dichterisches Gefühl, welches Goethe abhielt, hier alles handgreiflich zu erklären.

sein, da der Abbé und Jarno Wilhelm und Werner durch die ungeahnte Verbindung überraschen wollten, und der andern Forderung ist jetzt VIII, 1 in den Worten „Wenn Sie es mit diesem jungen Manne" bis „nicht bedürfe" entsprochen, doch hätte dieses nach der früher erwähnten Bekanntschaft des Abbés mit den betreffenden Verhältnissen (I, 17) entschiedener geschehn sollen. Wenn endlich Schiller wünscht, daß die Quelle angegeben werde, woraus der Abbé die Nachricht von Theresens Abkunft schöpfe, besonders da es befremde, daß diese den dabei genau betheiligten Personen so lange ein Geheimniß geblieben, so legt jetzt VIII, 6 der Abbé die beweisenden Papiere vor und gibt den Grund an, weshalb er mit seiner Entdeckung zurückgehalten habe. Einen andern bedeutenden Anstoß hatte Schiller an der Bezeichnung der Lehrjahre und der Meisterschaft genommen, denen Goethe zu enge Gränzen setze, wenn er unter den erstern nur den Irrthum verstehe, dasjenige außer sich zu suchen, was der innere Mensch selbst hervorbringen müsse, unter der Meisterschaft die Ueberzeugung von der Innigkeit jenes Suchens, von der Nothwendigkeit des eigenen Hervorbringens u. s. w. Die Beziehung aller einzelnen Glieder des Romans auf jenen philosophischen Begriff wünschte er noch etwas klarer gemacht. Goethe gestand, daß die scheinbaren von ihm ausgesprochenen Ergebnisse viel beschränkter seien als der Inhalt des Werkes, und bemerkte, die zweite Hälfte des Lehrbriefes, welche bedeutende Worte über Leben und Lebenssinn enthalten sollte, sei nur durch Zufall weggeblieben. Schiller meinte, diese zweite Hälfte könne gerade im achten Buche an einer weit bedeutendern Stelle und mit ganz anderm Vortheilen nachgebracht werden, da Wilhelm sowohl als der Leser jetzt auf jene Ergebnisse über Leben und Lebensgebrauch weit besser vorbereitet seien, auch der Sal der Vergangenheit und Nataliens nähere Be-

kanntschaft eine günstigere Stimmung dazu herbeigeführt haben köune. Deshalb rieth er, diese zweite Hälfte des Lehrbriefes ja nicht wegzulassen, sondern wo möglich den philosophischen Inhalt des Werks deutlicher oder versteckter darin niederzulegen. Der Dichter hat diesem Wink mehr als billig Folge geleistet und scheint in Rücksicht darauf die längere Stelle: „Dazu kann auch Rath werden" VIII, 5 bis „und aller Aengstlichkeit" eingeschoben zu haben.

Noch drei andere Anmerkungen Schillers wurden dem Roman förderlich. Der Dichter müsse seinem Wilhelm, meinte er, da dieser ohne alle philosophische Bildung seine Lehrjahre vollende, die volle ästhetische Reife geben, die ihn über das Bedürfniß einer philosophischen Bildung vollkommen hinwegsetze, er müsse ihm dasjenige geben, was bei Goethe selbst alles spekulative Wissen ersetze und alle Bedürfnisse dazu ihm fremd mache; manches dieser Art sage schon der Oheim, und auch Wilhelm selbst berühre den Punkt einigemal sehr glücklich. Goethe verfehlte nicht, hierauf einzugehn, indem er Wilhelms gewonnene Selbstständigkeit und reine Anschauung mehrfach hervorhob. Wie glücklich er den Vorschlag befolgte, den Grafen, als Zeremonienmeister des Romans, durch ein achtungsvolles Betragen Wilhelm auszeichnen und diesen dadurch aus seinem Stande gleichsam heraus in einen höhern stellen zu lassen, zeigen VIII, 10 die erste Anrede des Grafen an Wilhelm und dessen Erkundigung nach diesem bei Jarno. Auch darin gab er ihm Recht, daß Wilhelm im Sale der Vergangenheit fast ausschließlich beim Stoffe der Kunstwerke stehn bleibe und sich dichterisch ergehe, statt einen mehr objektiven Beurtheiler nach der glücklich eingetretenen Umwandlung darzustellen. Man vergleiche jetzt VIII, 5 die Stelle „Es war eine Welt" bis „zu entfernen wünschte". Dagegen durfte er Schillers Wunsche nicht entsprechen,

Jarno möge mit dürren Worten Wilhelm sagen, daß Therese ihn nicht glücklich machen könne, und ihm zugleich einen Wink geben, welcher weibliche Charakter für ihn tauge, doch scheint die scherzende Bemerkung Jarnos über den zwischen Natalien und Theresen gehenden Abbé am Ende von VIII, 5 dadurch veranlaßt.

Das Bedenken wegen des eigentlichen Abschlusses der Lehrjahre als solcher beschäftigte Goethe sehr lebhaft, und er fühlte die Nothwendigkeit, darüber mündlich mit dem Freunde zu verhandeln. Die Hauptfrage sei, schreibt er am 12. Juli an Schiller, wo sich die Lehrjahre schließen, und in wiefern man die Absicht habe, die Figuren künftig noch einmal auftreten zu lassen, worauf Schillers Brief ihm hindeute, und wozu er denn auch wohl Idee und Lust habe. Was rückwärts nothwendig sei, müsse gethan werden, so wie man vorwärts deuten müsse, aber man müsse Verzahnungen stehn lassen, die, wie der Plan selbst, auf eine Fortsetzung deuteten. Hierüber sprachen sich die Freunde während Goethes Anwesenheit zu Jena vom 16. bis 19. Juli ausführlich gegen einander aus. Der endliche Abschluß des Romans verzögerte sich besonders durch die ängstliche Aufregung wegen der politischen Lage, da man auch Thüringen von den Franzosen überschwemmt zu sehn fürchtete. „Die Abschrift des Romans geht vorwärts", hatte Goethe am 26. Juli geschrieben, „und ich finde noch mancherlei darin zu thun; ich hoffe, ihn den 3. oder 6. August zu schicken; den 10. besuche ich Sie, und da, hoff' ich, wollen wir bald zum Schluß kommen." Aber zwei Tage später bemerkt er, alles sei in solcher Verwirrung und Bewegung, daß die ästhetische Stimmung, die nothwendig wäre, den Roman nach ihren beiderseitigen Wünschen zu vollenden, nur als eine Wundergabe erwartet werden könne; indessen sei auch daran nicht ganz zu verzweifeln. Schiller dagegen fürchtete für den Roman

gar nichts, da das wenige, was noch zu thun sei, von ein paar glücklichen Gedanken abhänge, und man im äußern Gedränge oft die wunderbarsten Offenbarungen erhalte. Nach einem kurzen „Mittagsschlafe“ begann der Roman wieder Lebenszeichen von sich zu geben. „Ich habe zu Ihren Ideen Körper nach meiner Art gefunden“, bemerkt Goethe am 10. August dem jenaer Freunde; „ob Sie jene geistigen Wesen in ihrer irdischen Gestalt wieder kennen werden, weiß ich nicht. Fast möchte ich das Werk zum Drucke schicken, ohne es Ihnen weiter zu zeigen. Es liegt in der Verschiedenheit unserer Naturen, daß es Ihre Forderung niemals befriedigen kann.“ Und wirklich konnte er sich nicht entschließen, das letzte Buch noch einmal dem Freunde vorzulegen, den, was ihm gelungen sein möchte, im Drucke überraschen sollte. Was daran noch mangeln möge, schreibt er, werde ihnen Unterhaltung für künftige Stunden gewähren; denn für den Augenblick sei er recht ermüdet davon, wie von einer großen Ausschweifung, und wünsche er seinen Sinn anderswo hinzulenken. Schillers Bedenken hatte er reiflich erwogen und sie auf seine Weise zu erledigen gesucht, aber er mußte fürchten, wenn er auf des Freundes Ausstellungen und Forderungen zu sehr horche, in seinen eigenen Anschauungen gestört zu werden und endlich etwas Fremdartiges hineinzutragen.

Welche Veränderungen Goethe nach der letzten Verhandlung mit Schiller im achten Buche vorgenommen, ergibt sich theilweise aus dem begeisterten Briefe, mit welchem letzterer am 19. Oktober das Erscheinen des letzten Bandes des Romans begrüßte. „Es ist zum Erstaunen“, so beginnt er, den Eindruck zu beschreiben, welchen das achte Buch auf ihn geübt, „wie sich der epische und philosophische Gehalt in demselben drängt. Was innerhalb der Form liegt, macht ein so schönes Ganzes, und nach außen berührt

sie das Unendliche, die Kunst und das Leben. In der That kann man von diesem Roman sagen: er ist nirgends beschränkt, als durch die rein ästhetische Form, und wo die Form darin aufhört, da hängt er mit dem Unendlichen zusammen. Ich möchte ihn einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liegt. Ihre Veränderungen finde ich zureichend und vollkommen in dem Geiste und Sinne des Ganzen. Vielleicht, wenn das Neue gleich mit dem Alten entstanden wäre, möchten Sie hie und da mit einem Strich geleistet haben, was jetzt mit mehrern geschieht; aber das kann wohl keinem fühlbar werden, der es zum erstenmal in seiner jetzigen Gestalt liest. Meine Grille mit etwas deutlicherer Pronunziation der Hauptidee abgerechnet, wüßte ich nun in der That nichts mehr, was vermißt werden könnte. Stände indeß nicht Lehrjahre auf dem Titel, so würde ich den didaktischen Theil in diesem achten Buche für fast zu überwiegend halten. Mehrere philosophische Gedanken haben jetzt offenbar an Klarheit und Faßlichkeit gewonnen. In der unmittelbaren Szene nach Mignons Tod fehlt nun auch nichts mehr, was das Herz in diesem Augenblick fordern kann; nur hätte ich gewünscht, daß der Uebergang zu einem neuen Interesse mit einem neuen Kapitel möchte bezeichnet worden sein.*) Der Markese ist jetzt recht be-

---

*) Früher hatte Schiller geäußert, es sei auffällig, daß der Arzt unmittelbar nach dem ergreifenden Tode Mignons seine Absicht auf die Leiche verrathe und über seinem Versuche mit dieser die Person ganz vergesse, wie auch daß Wilhelm, der doch von Mignons Tod die Ursache sei, jetzt für jene Instrumententasche Augen habe und sich in die Vergangenheit verliere, da doch die Gegenwart ihn ganz besitzen sollte. Hiernach scheint VIII, 5 die ganze Stelle von den Worten „Natalie winkte" bis „daß ihm wohl ist" später eingeschoben, wonach der folgende Satz eine Veränderung erlitten haben muß.

friedigend eingeführt.*) Der Graf macht sich vortrefflich (VIII, 10. vgl. oben S. 34). Jarno und Lothario haben bei Gelegenheit der neuen Zusätze auch an Interesse gewonnen." Unter den hier bezeichneten Zusätzen ist vor allem **) der Anfang von VIII, 7 bis zur Ankunft des Abbés gemeint. welche der Dichter als eine „Verzahnung" höchst unglücklich einfügte.

So war denn dieser vor fast zwanzig Jahren begonnene Roman, der mit des Dichters eigener Ausbildung, seinen aus dem Leben gewonnenen Erfahrungen und seinen sich immer mehr reinigenden Kunstansichten gleichen Schritt gehalten, ihn dann nach der lichten, in Italien erlangten lebendigen Anschauung zu reinster Umgestaltung und künstlerischer Durcharbeitung getrieben hatte, endlich unter Schillers treu rathender, aber zuletzt mit seinen philosophischen Anforderungen den Dichter beengender und verwirrender Hülfe zur Vollendung gediehen. Leider waren unter den Zeitgenossen nur wenige im Stande, den tiefen Gehalt und die reine Kunstform des Werkes zu erfassen. Freunde wie Gegner hielten sich meist nur an reinen Aeußerlichkeiten, und die große Lesewelt glaubte den Dichter genügend geehrt zu haben', wenn sie den dargebotenen Unterhaltungsstoff behaglich verspeiste. Zu allem

*) Die Erscheinung des Markese hatte Schiller früher noch durch etwas anders als durch seine Kunstliebhaberei begründet gewünscht, und er hatte gefragt, ob nicht aus diesem Markese eine alte Bekanntschaft des Lothario oder des Oheims zu machen und seine Herreise selbst mehr ins Ganze zu verweben wäre. Die erste Erwähnung des Markese VIII, 2 ist ohne Zweifel später eingefügt, und auch die zweite VIII, 7 gehört wohl einer eingeschobenen Stelle an, da der größte Theil dieses Kapitels späterer Zusatz sein dürfte, dieses ursprünglich wohl erst mit den Worten „Der Abbé verkündigte" begann.

**) Auch die Bemerkungen Lotharios und Werners am Anfange von VIII, 2 und Friedrichs Andeutung kurz vor dem Schlusse des Romans, daß Wilhelm sich auf Reisen begeben müsse, scheinen spätere Zusätze.

Unglück rief auch dieser Roman, wie sein Vorgänger Werther, eine ganze Flut von Nachahmungen hervor; Bildungs- und Künstlerromane ergossen sich in reicher Fülle über Deutschland, und Novalis, der wunderlich genug den goetheschen Meister gegen die Dichtkunst gerichtet wähnte, stellte ihm seinen Heinrich von Ofterdingen entgegen, dessen Held im ersten Theile zum Dichter reif, im zweiten als solcher verklärt werden sollte. Von allen meist verworrenen Urtheilen, welche das Erscheinen des Romans hervorrief, erfreute sich Goethe besonders der Stimme von Schillers Freund Körner, dessen briefliches Urtheil ihm so einsichtsvoll schien, daß er den Abdruck desselben in Schillers Horen dringend wünschte. Besonders wohl that ihm die Aeußerung, das Persönliche entwickle sich hier aus einem selbständigen unerklärbaren Keime, und diese Entwicklung werde durch die äußern Umstände bloß begünstigt, das Ganze nähere sich dadurch der wirklichen Natur, wo der Mensch, dem es nicht an eigener Lebenskraft fehle, nie bloß durch die ihn umgebende Welt bestimmt werde, aber auch nicht alles aus sich selbst entwickle*); denn gerade auf diesen Punkt, äußerte er gegen Schiller, habe er eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet, und dies müsse nach seinem Gefühle der Hauptfaden sein, der im stillen alles zusammenhalte und ohne den kein Roman etwas werth sei.

*) Vgl. die Aeußerungen des Abbés über das Schicksal I, 19. II, 9.

II. Entwicklung und Würdigung.

Goethe selbst gibt in unserm Roman (V, 7) bei Gelegenheit der Verhandlungen über Hamlet die Ergebnisse einer Untersuchung über den Unterschied zwischen Roman und Drama, deren Wesen er dahin bestimmt, daß der eine vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten, das andere Charaktere und Thaten schildere. Allein mag auch diese Entgegenstellung dort wohlbegründet sein, wo am Hamlet das Gedehnte der Handlung als ein dem Drama fremder, dem Roman eigenthümlicher Zug hervorgehoben werden soll, so tritt doch das Wesen des letztern nicht sowohl in seinem Gegensatze zum Drama als in seiner Beziehung zum verwandten Epos scharf bestimmt hervor. Wenn das Drama einen Charakter in einer in sich abgeschlossenen, mächtig die Seele hinreißenden Handlung darstellt, so bildet den Gegenstand des Romans die durch ungewöhnliche Verhältnisse anziehende Entwicklung einer vom Leben erfaßten und umgetriebenen Menschenseele. Der Roman führt uns in die Lebenskreise ein, welche jene Entwicklung wesentlich bestimmt haben, und wenn im Epos, wie wunderbar begabt, von göttlicher Macht gehoben auch der Held sich zeigen mag, die Handlung doch in gerader, durch nichts ab-

gelenkter Richtung, obgleich langsam, fortgeht, so spielt dagegen im Roman der vom Handelnden ganz unabhängige Zufall eine höchst bedeutende Rolle, ja er ist der Hauptlenker der Begebenheiten, indem er die Person, um die sich alles dreht, zur Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeit und zur endlichen vollen Entwicklung hintreibt. Liegt im Epos das Gewicht auf der denkwürdigen Handlung, so zieht uns im Roman der Mensch selbst hauptsächlich an, die Entwicklung seines geistigen Wesens, seines Denkens und Fühlens, nicht im Kampfe mit einem übermächtigen Schicksal, wie ihn das Drama schildert, sondern im funkensprühenden Reiben an der ihn bildenden und stählenden Welt. Die Gesinnungen, welche im Epos zurücktreten, haben im Roman ihre selbständige Bedeutung, da es sich in ihm gerade um die Entwicklung einer bestimmt gearteten Menschenseele handelt.

In der Darstellung zeigt der Roman die nächste Verwandtschaft mit dem Epos; denn wenn das Wesen des letztern Ruhe und weite, durchaus sinnliche Entfaltung verlangt, woher es auch im ruhigen Flusse des weitesten, immer unveränderten, wenn auch mancherlei Abwechslung im Rhythmus gewährenden Verses sich ergießt, so tritt beides noch viel bedeutender im Roman hervor, diesem sprechenden Abdruck des Lebens, das er in großen, weit ausgeführten Gemälden vor uns aufrollt, weshalb er sich auch den Fesseln des Verses nicht fügen kann, sondern in ungebundener, an den gewöhnlichen Ausdruck anknüpfender, aber zu durchsichtigster Klarheit ihn ausprägender Rede hinströmt. Wie das Epos, fordert der Roman nicht bloß einen ruhigen Gang, wenn auch zuweilen ein zündender Blitz aus heiterer Höhe einschlagen darf, um das Gemüth einmal heftiger zu bewegen, sondern er liebt auch gleich diesem Aufhaltungen und Hemmungen der Handlung durch zwischentretende Umstände, besonders durch eingelegte,

sich mit dem Ganzen verschlingende Erzählungen, wovon, um so mancher in den Lehrjahren mitgetheilter Jugendgeschichten nicht zu gedenken, die Bekenntnisse einer schönen Seele eines der bedeutendsten Beispiele bilden, und noch kurz vor dem Schlusse werden wir in das Jugendleben des unglücklichen Harfners ein-eingeführt. Freilich dürfen solche Hemmungen des Ganges der Erzählung nicht willkürlich eingeschoben werden, sie müssen für die Charakteristik der Hauptperson oder der übrigen in die Handlung verwobenen Gestalten bedeutsam erscheinen oder die Handlung selbst unmerklich fördern oder die Lebens- und Bildungskreise, welche der Roman einführt, lebhafter vergegenwärtigen, und nicht so plump eingefügt sein, wie in so manchem neuern Roman.

Soll die Handlung des Epos eine Seite des menschlichen Wesens offenbaren, so muß die Entwicklung des Romans für eine ganze Klasse von Charakteren bezeichnend sein, diese in ihrer Lage der Welt gegenüber ins vollste Licht setzen und auf deren reinste, naturgemäßeste, glücklichste Entfaltung durch die treffende Beleuchtung ihres weit aufgerollten Gemäldes hindeuten. Eine eigentliche Lehre, einen Grundsatz hat der Roman ebenso wenig als das Epos darzustellen, wie mancherlei Lehren auch aus demselben sich ergeben, ja wirklich ausgesprochen werden mögen. Seine Einheit liegt in der stetigen Entwicklung des vorgeführten Charakters, nicht in einer zu Grunde liegenden Idee; hierdurch wird aber keineswegs die reiche Entfaltung der umgebenden Welt ausgeschlossen, diese vielmehr, da sie für die Entwicklung des Charakters von höchstem Einflusse ist, nothwendig gefordert. Besonders vortheilhaft ist es für den Roman, wenn neben der Hauptperson verschiedene andere lebhaft hervortreten, welche durch ihren Gegensatz oder ihre Aehnlichkeit auf jenen und seine ganze Entwicklung ein wirksames Licht werfen. Der Dichter gewinnt hierdurch auch

die günstigste Gelegenheit, uns die Eigenthümlichkeit der Zeit, in welcher er seinen Helden auftreten läßt, aus welcher dieser hervorgegangen, deren Odem er eingesogen hat, in lebendigen Bildern vorzuführen. Aber wie reich er auch das Gemälde der Zeit und der Bildungskreise ausführen mag, in denen die Hauptperson sich bewegt, diese selbst muß als leuchtender Mittelpunkt von allen Seiten aus erscheinen, als der Aufzug des ganzen bunt verschlungenen Gewebes; ihre Entwicklung soll uns vor allem fesseln, als geistiges Band den reichen Wechsel der Charaktere und Begebenheiten zusammenhalten. Es wäre demnach ebenso verfehlt, wenn, wie Schiller behauptete, in den Lehrjahren alles an und um Wilhelm geschähe, nicht seinetwegen, so daß er, wenn auch die nothwendigste, doch nicht die wichtigste Person wäre, als wenn dieser, weit entfernt, unsere innigste Theilnahme anzuziehen, ein besinnungsloses und haltloses Geschöpf wäre, wofür ihn Wilhelm von Humboldt erklärte, ein Fant, ein charakterloser Laps, wofür er andern galt. Wenn Goethe selbst ihn später launig einen „armen Hund" nennt, so will er damit nur den Gegensatz zu einem „schon abgeschlossenen, festen Charakter" bezeichnen; nur an solchen Menschen, wie Wilhelm, bemerkt er, lasse sich das Wechselspiel des Lebens nebst den tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen. Diese Aeußerung that er im Januar 1821, als er den zweiten Band des Romans nach langen Jahren wieder gelesen hatte, der ihm jetzt durchaus symbolisch schien, da hinter den vorgeschobenen Personen etwas Allgemeines, Höheres liege — eine Aeußerung, die uns nicht beirren darf.

Wilhelm ist ein reiner Gefühlsmensch, eine edle, feurige, von mächtigstem Drange zu wirken und zu fördern unwiderstehlich hingerissene Natur, die den Eingebungen ihres Herzens folgt, das sie willenlos umtreibt, da ihr jede klar umschauende, reiflich die

Verhältnisse erwägende Besonnenheit und trotz einer lebhaften Vorempfindung der ganzen Welt jede Kenntniß ihres wirklichen Ganges abgeht, ohne die der Mensch, der einmal in die Wirklichkeit hineingestellt ist, haltlos umhertaumelt und bei redlichster Absicht seine Zwecke verfehlt. Die Entwicklung dieser Besonnenheit und Weltkenntniß in seiner Seele, die durch mancherlei Irrungen durchgehn, von mancherlei schmerzlichen Erfahrungen verwundet, vom Gefühl seiner eigenen aus Unkenntniß und Uebereilung begangenen Schuld durchdrungen werden muß, bildet den Inhalt des Romans, der uns mit vernehmlicher Stimme die Lehre zuruft, daß der Mensch sich nicht den Eingebungen des Gemüthes einzig überlassen, sich nicht vom glühenden Gefühle hinreißen, nicht die Welt nach der einseitigen Vorstellung seiner Einbildung auffassen dürfe, sondern mit offenem Blicke die Wirklichkeit ergreifen, dieser gemäß sein Handeln und Wirken besonnen gestalten müsse, weil er sonst überall anstoßen, seine Absichten verfehlen und wider Willen, je ernstlicher sein Streben ist, um so größere Verwirrung, ja arges Unheil anrichten werde. In Wilhelm tritt uns ein lebendiges Ebenbild der leidenschaftlich hingerissenen Natur unseres Dichters selbst entgegen, und seine Durchbildung ist in den Grundzügen diejenige, welche er selbst durchmachen sollte, wenn auch Goethe seinem Zwecke gemäß die Verhältnisse ganz anders gestalten mußte (an die Stelle der unklaren Stürmer und Dränger, welche die Genossen seiner Jugend waren, tritt hier das Schauspielerleben)*) und ihm freilich der ersehnte Besitz einer

*) Es ist eine der vielen launig paradoxen Aeußerungen in Goethes Unterhaltungen mit Müller, wenn er im Gegensatze zu Walter Scott, dessen Zauber auf der Herrlichkeit der drei britischen Königreiche und der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Geschichte beruhe, die Bemerkung macht, in

Natalie, womit er seinen Wilhelm ausstattet, nicht zu Theil wurde. Höchst anziehend ist in dieser Beziehung Goethes Aeußerung an seine Mutter aus dem August 1781, welche die Wirkung seiner Versetzung nach Weimar treffend bezeichnet: „Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises (zu Frankfurt) zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehn, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aushellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im großen bald im kleinen anzuwenden."

Deutschland sei er auf den allerelendsten Stoff angewiesen gewesen, herumziehendes Komödiantenvolk und armselige Landedelleute, nur um Bewegung in sein Gemälde zu bringen.

Verfolgen wir die Entwicklung unseres Helden. Schon im Knaben traten das ihn mächtig hinreißende Gefühl und der Drang nach Thätigkeit lebhaft hervor. Das Puppenspiel regt ihn gewaltig auf, und er ruht nicht, bis er herausgebracht, wie dies alles zusammenhänge, wobei er selbst gern thätig mitgewirkt hätte. Ein Zufall verschafft ihm den Besitz des geschriebenen Büchelchens, welches das Puppenspiel von David und Goliath enthält, und nun wendet er alle verstohlenen einsamen Stunden demselben zu; wiederholt liest er es durch, bis er es ganz auswendig weiß; nicht müde wird er sich vorzustellen, wie herrlich es sein müßte, wenn er die Puppen dazu mit seinen Fingern beleben könnte. Der unwillkürliche Verrath seines Geheimnisses bringt ihm unerwartet die Erfüllung dieses Wunsches, und bald sieht er sich im vollen Besitze des ganzen Theaters. Aber das Puppenspiel, worauf dieses berechnet war, genügt ihm nur sehr kurze Zeit, seine „Einbildungskraft brütet über der kleinen Welt", die er bald ganz umschafft. Gottscheds deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten und mehrere Uebersetzungen italienischer Operntexte, die in seine Hände kommen, bieten ihm den reichsten Stoff zu neuen Stücken dar*), von denen er meistens nur die

*) Unter den Helden wird I, 6 neben Cato und Darius Chaumigrem genannt. Gottscheds Schaubühne, deren sechs Bände 1740—1745, wiederholt 1646—1750, erschienen, brachte unter andern Stücken, von deren die meisten Uebersetzungen waren, im dritten Bande das Trauerspiel Darius von Fr. Lebegott Pitschel und den sterbenden Cato nach Addison von Gottsched selbst, im vierten das nach H. A. von Zieglers Roman die asiatische Banise bearbeitete Trauerspiel Banise von Friedrich Melchior Grimm. In letzterm tritt der Wütherich Chaumigrem auf, der, nachdem er das ganze königliche Haus in Pegu zu Grunde gerichtet hat, die einzig übrig gebliebene tugendhafte Prinzessin Banise, die seine Liebe verschmäht hat, seinem Kriegs-

letzten Aufzüge gibt, wo es ans Todtschlagen geht; denn nur das Glänzende, Leidenschaftliche, auf die Einbildung Wirkende zieht ihn an. Hierbei kommt ihm sein frühe geübter Kunsttrieb glücklich zu statten; denn er verstand sehr wohl mit Pappe, Farbe und Papier umzugehn, und alles zu seinem Behufe Nöthige reinlich und nett einzurichten, wie denn Ordnung und Sauberkeit, ja eine gewisse Prunkliebe durch seine ganze häusliche Umgebung und Gewöhnung in ihm genährt worden war*).

Je mehr er heran- und aus dem Puppenspiel herauswuchs, um so mächtiger rissen ihn die von seiner Einbildungskraft und edlem Thatendrange genährten romantischen Anschauungen und Gefühle hin. Seine höchste Lust waren Ritterspiele, in denen er vor allen glänzte, da er eine besondere Gewandtheit besaß, sich und den übrigen Helme, Schilde, Harnische und Schwerter zu machen. Wie glühend aber ward sein ganzes Wesen aufgetrieben, als ihm, wie dem Knaben Goethe selbst, Koppens Uebersetzung von Tassos befreitem Jerusalem in die Hände fiel, wo der unselig endende Zweikampf zwischen Tankred und Chlorinden (XII, 50—71) sein Herz in reichströmenden Thränen auflöste und Chlorindens Stimme aus dem Baume, den Tankreds Schwert im bezauberten Walde trifft (XIII, 41—45), ihn mit Entzücken überströmte, obgleich diese nur höllisches Blendwerk

---

gotte opfern will. Wieland gebrauchte in seinem Sommermärchen (1777) Schaumigrem geradezu als Bezeichnung eines Wütherichs. Gruber meinte, Wieland habe den Ausdruck von einem ungeberdigen Riesen oder aus einer provinziellen Redeweise hergenommen.

*) Hierbei, wie bei der ganzen Jugendgeschichte vom Puppenspiele an bis zur Leidenschaft für das Theater, schwebt dem Dichter die Erinnerung an sein eigenes Leben vor, nach seinen Angaben in den vier ersten Büchern von Wahrheit und Dichtung.

ist. Seine Einbildungskraft läßt ihn nicht ruhen, bis er das Gedicht in sich dunkel zu einem Ganzen zurecht gebildet, dessen Aufführung auf der Bühne nun alle seine Sinne in Bewegung setzt; leidenschaftlich vom Triebe hingerissen, mit seinen Genossen die wunderschöne Geschichte zu spielen, übersieht er die Hauptsache, das Stück selbst, das noch erst gedichtet werden mußte, und so endet dieser mit so vieler Anstrengung für die äußere Ausstattung unternommene Versuch zu seiner ärgsten Beschämung. Allein seine Liebe zur Bühne wurde dadurch nicht im geringsten vermindert, immer leidenschaftlicher gab er sich dieser hin, da auch die Eltern ihm kein Hinderniß in den Weg legten, weil sie eine vortheilhafte Uebung des Geistes und Körpers darin erblickten. Die Bühnendarstellung schwebte als das Höchste und Edelste vor seinem Geiste, sie bildete das Maß, wonach er alles schätzte; in ihr glaubte er alles verklärter zu schauen, die Weltgeschichte selbst zog ihn nur in sofern an, als sie hierzu ergiebigen Stoff bot; ja er selbst machte mehrere rasche Versuche, solche Geschichten, wo einer auf besondere Weise erstochen oder vergiftet wird, dramatisch zu behandeln, wobei aber seine Einbildungskraft über die unbequeme Einleitung und Verwicklung der Handlung sich hinwegsetzte und gleich dem anziehenden letzten Aufzuge zueilte, ohne je bis zum Anfange des Stückes zu gelangen. Die allerverschiedenartigsten dramatischen Schöpfungen wurden auf das gierigste verschlungen, da sie seine Einbildungskraft lebhaft aufregten; dieses nebst der prächtigen Wirkung, die sie auf der Bühne machen würden, bestimmte allein ihre Schätzung. Und wie sehr freute er sich darauf, in dieser oder jener Rolle lebhaften Beifall zu gewinnen! Dieser romantische Zug wirkte auch auf sein gewöhnliches Erscheinen bedeutend ein. So band er sich auch eine weiße Mütze wie einen Turban zurecht und ließ die Aermel seines Schlafrocks

nach orientalischer Weise kurz stutzen, ja wenn er Abends sich zurückgezogen hatte, trug er gewöhnlich eine seidene Schärpe, worein er manchmal einen Dolch steckte, um die ihm zugetheilten tragischen Rollen sich lebhafter einzuprägen, sie mit größerm Gefühl vorzutragen, und in diesem theatralischen Prunk glaubte er sogar kräftiger beten zu können. Dieser überspannten Erhebung entsprechen Wilhelms edle Gesinnungen, die keinen unwürdigen Gedanken in seiner den herzlichsten Antheil an allen menschlichen Dingen nehmenden Seele aufkommen lassen, ja selbst die widerstrebende Natur seines Freundes Werner zu einem gewissen Aufschwung über dessen beschränkten, einzig auf den Erwerb gerichteten Sinn unwillkürlich fortreißen.

Gleich diesem war er zum Kaufmannsstande bestimmt, dem er aber nur mit Widerwillen sich widmete, ja diese ihm aufgenöthigte Beschäftigung steigerte seine Vorliebe für Dichtkunst und Bühne zu noch leidenschaftlicherm Eifer. Er selbst versuchte sich in den verschiedensten Dichtarten, von denen er jede mit Eifer ergriff, doch auch jetzt noch ließ ihm seine stürmische Einbildung selten Zeit und Lust, ein größeres Gedicht zu Ende zu führen, was ihm zuerst bei seiner allegorischen Dichtung der Jüngling am Scheideweg gelang, da er hier seine ganze Liebe für die Dichtkunst und seinen edlen Widerwillen gegen das ihm aufgenöthigte Gewerbe glühend ergoß und die Begeisterung lebhaft schilderte, mit welcher er, allen Annehmlichkeiten eines wohlhabenden Zustandes entsagend, enterbt und von allem entblößt, sich der hehren Göttin, die als Leitstern seinem Leben aufgegangen war, vertrauensvoll in die Arme warf. Die ältern und neuern Dramen, deren er habhaft werden konnte, wurden gierig verschlungen, dieser Dichtart der entschiedenste Vorzug vor allen übrigen eingeräumt, die freilich auch, wie alles, was seine Einbildung lebhaft anregte,

ihre Anziehungskraft übten. Da es ihm mit dem Drama heiliger Ernst war, so setzte er sich auch in den Besitz der Schriften, die das Wesen der Dichtkunst darstellten und Dichtwerke beurtheilten; doch zum Durchlesen fehlte ihm jede Lust und Ruhe, alles trieb ihn zum Schaffen und zum Schauen. Welchen Eindruck die erste Vorstellung einer wirklichen, wohl geleiteten Schauspielertruppe auf ein solches Gemüth üben mußte, kann man sich leicht vorstellen, doch entwirft uns Goethe, was freilich ein Mangel sein dürfte, hiervon kein Bild, um der ohnedies schon weit genug ausgesponnenen Jugendgeschichte keine übermäßige Breite einzuräumen. Bald fühlte Wilhelm sich getrieben, mit dem Direktor Serlo in nähere Bekanntschaft zu treten, dessen Theilnahme er durch seine Lebhaftigkeit und seine innige Freude an der Bühne sich rasch erwarb.

Ein neuer Stern ging ihm auf, als eine andere Schauspielergesellschaft nach seiner Vaterstadt kam; denn hatte bisher seine Leidenschaft sich bloß dem Theater und allem zugewandt, was seine Einbildung freundlich ansprach, seinem begeisterten Edelsinne herzlich zusagte, so fühlte der frisch aufblühende, mit lebhaftester Sinnlichkeit ausgestattete Jüngling sich jetzt zu einem liebreizenden Mädchen hingezogen, das wie eine höhere Erscheinung ihm entgegentrat, das seine ganze Aufmerksamkeit bald vom Schauspiel abzog und auf sich allein lenkte. Ihre Gestalt, ihr Spiel, ihre Stimme fesselten ihn so einzig, daß er in kurzer Zeit nur noch die Stücke besuchte, in welchen die Geliebte auftrat. Und wie hätte er nicht jede Gelegenheit ergreifen sollen, sich ihr zu nähern! Vom Direktor wußte er sich die Erlaubniß zu verschaffen, hinter den Koulissen das Schauspiel zu genießen, wo freilich alle theatralische Täuschung verschwand, aber der mächtigere Zauber der Liebe ihn um so seliger umfing. Hier gelang es ihm, ihr eine

kleine Gefälligkeit zu erzeigen und ein kurzes Gespräch einzuleiten; die Unterhaltungen hinter den Koulissen gestalteten sich bald vertraulicher; immer mehr hingerissen, erbat er sich das Vergnügen, sie nach dem Theater, an freien Abenden und sonst besuchen zu dürfen. Der Liebe Strahl verklärte ihm Marianen und ihre ganze Umgebung, wie sehr auch am Anfange die wilde Unordnung und unsaubere Wirthschaft ihres Zimmers dem feinen Bürgersohne zuwider sein mußten; gerade das Ungewohnte und die unbefangene Freimüthigkeit, womit die Schöne, deren Herz der holde, edle Jüngling getroffen hatte, ihn wie den nächsten Bekannten behandelte, bei dem man keine sorgliche Rücksicht zu nehmen braucht, schlossen das Band immer enger. Wilhelm widmete sich mit ganzer Seele dem geliebten Mädchen, das zu veredeln, mit sich emporzuheben er ganz ernstlich bestrebt war. Und als diese nun im süßen Rausch der Leidenschaft ihm der Liebe vollstes Glück gewährt hatte, da fühlte er sein Leben mit unzertrennlichen Banden an das angebetete Wesen geschlossen, das durch seine rücksichtslose, vertrauensvolle Hingabe ganz sein geworden. Wie aber hätte er hoffen dürfen, die Einwilligung der Eltern zu dem Bunde zu gewinnen, den die Liebe geschlossen! Bildete ja der weite Abstand der Schauspieler vom Bürger damals noch viel mehr als jetzt eine durch nichts auszufüllende Kluft, die zu überspringen am wenigsten ein auf äußern Schein so versessener Mann wie der alte Meister sich entschließen konnte. Allein die Hindernisse, weit entfernt, Wilhelm zu hemmen, drängen ihn vorwärts. Ein so ganz von der Einbildungskraft beherrschter Charakter sieht in dem unbesonnenen gethanen Schritte eben einen Wink des Schicksals, das ihm diese Bahn angewiesen habe, auf der er muthig dem höchsten Glück entgegenschreiten müsse. Marianens Hand schien ihm jetzt gerade dazu bestimmt, ihn aus dem engen

bürgerlichen Leben, in welchem seine Anlagen und Triebe zu ewigem Stocken verdammt gewesen, mächtig herauszureißen und ihn seiner eigentlichen Bestimmung zuzuführen; ja die Liebe malte ihm die Zukunft in den strahlendsten Farben, so daß er sich schon im Geiste nicht allein als vollendeten Künstler sah, sondern auch als Schöpfer eines so lange ersehnten deutschen Nationaltheaters.*)

Das Schicksal scheint seinem dringenden Wunsche, der durch Werners glückliche Vertheidigung und Erhebung des Handels nur noch glühender entflammt wird, auf das freundlichste entgegenzukommen, da gerade zu dieser Zeit sein Vater sich entschlossen hat, ihn seine erste Geschäftsreise antreten zu lassen; dünkte ihm dieses ja der glücklichste Weg, um ohne Aufsehen die Vaterstadt zu verlassen und in den Besitz des vorab nöthigen Geldes zu gelangen. Daß er den Direktor Serlo, dessen Truppe an einem weit entfernten Orte spielte, vor einem Jahre hatte kennen lernen, schien ihm gleichfalls eine Gunst des Schicksals. Weder die auf dem Schauspielerstande haftende bürgerliche Mißachtung, noch Melinas Schilderung der kümmerlichen, unsichern und mühseligen Lage der Schauspieler vermag ihn in seinem Entschluß wankend zu machen, vielmehr stellt sich die hohe Bedeutung der Schaubühne um so lebhafter seinem Geiste vor, beschleicht auch eine gewisse Sorglichkeit seine Seele, da er den Gedanken, welche Bewegung die Flucht

*) Den ersten Versuch eines deutschen Nationaltheaters hatte man 1767 in Hamburg gemacht, doch konnte dieses kaum zwei Jahre sein Leben fristen. Joseph II. nahm 1776 den Gedanken wieder auf. Ihm folgte zu Mannheim der kunstsinnige Kurfürst von der Pfalz. Gleich nach dem Tode des großen Preußenkönigs am Ende des Jahres 1786 erhielt auch Berlin sein Nationaltheater.

eines Mädchens mit einem Schauspieler in der ganzen Bürgerschaft hervorgerufen, sich nicht aus dem Sinne schlagen kann, und die ihn noch umsummenden Reden Melinas ihn an so manche keinen günstigen Begriff von der Schätzung der Kunst gebende Gespräche der ihm bekannten Schauspieler erinnern. Werners Versuch, ihn von der Untreue Marianens zu überzeugen, verletzt nur den Freund, ohne irgend zu fruchten; vielmehr versichert dieser sich seines ganzen unaussprechlichen Glückes in einem neuen nächtlichen Besuche. In einem von herzlichster Liebe und dem begeisterten Gefühle seiner hohen Bestimmung überfließenden Briefe, der zugleich sein kindlich rührendes Vertrauen auf die Welt voll ausspricht, die nie undankbar sei, sehen wir ihn der Geliebten Hand und Leben anbieten. Bei Serlo will er sein Glück versuchen und sie dann abholen, doch vor seiner Abreise soll die Trauung, dieser schöne Segen des Himmels, den er, ist er auch bloß eine Form, nicht gern entbehren möchte, in dem nahen ritterschaftlichen Gebiete *) erfolgen, wo man ohne viele Umstände dazu gelange.

---

*) Im arg zerklüfteten deutschen Vaterland zählte man an fünfzehnhundert reichsritterschaftliche Güter, deren Besitzer die vollen Rechte eines Landesherrn ausübten, die sie wohl auszubeuten verstanden. Diese Reichsritterschaft hatte ihre eigene Verfassung; sie war in drei Kreise, den schwäbischen, fränkischen und rheinischen, getheilt, von denen jeder wieder in mehrere Kantone zerfiel. Auch in der Geschichte mit Melina tritt uns die Wunderlichkeit der damaligen deutschen Zustände entgegen, wo jedes Städtchen ängstlich auf seine kleinen Rechte hielt. Vgl. oben S. 8. Daselbst (I,13) wird auch der Landmiliz gedacht (auch Landausschuß, Landsoldaten genannt), die bloß Sonntags und einigemal im Jahre geübt und nur bei außerordentlichen Fällen in ihrer oft gar wunderlichen Ausrüstung aufgerufen wurde. Anderswo (VIII, 1. 2) finden wir des Leibzolles und des Geleitgeldes erwähnt, welches die in vielen deutschen Staaten noch bedrängten Juden zu

Erfüllt von den „süßen Trieben, dem schönsten Erbtheil, das uns die Natur gab", vom Vertrauen auf das Schicksal durchdrungen, das ihn bisher den besten Weg geführt, um seine Schauspielergabe zu entwickeln, wovon er sich die höchsten Erfolge träumt, trifft ihn der bitterste Schlag, da er sich der Ueberzeugung nicht verschließen zu können glaubt, daß die Geliebte ihn schmählich hintergangen. Wilhelms leidenschaftliches Wesen läßt sich hier vom handgreiflichen Scheine hinreißen; hält er ja des Nebenbuhlers Zeilen in seiner Hand; hat er ja einen Menschen am früheſten Morgen aus ihrem Hause schleichen sehen: die Geliebte selbst zur Rede zu stellen, sich von der Lage der Verhältnisse zu überzeugen, kommt ihm um so weniger in den Sinn, als Werner ihm Marianen schon früher verdächtigt hat und die rasche Einbildung der aus allen Himmelm ihres Glückes gestürzten Seele so gar leicht in ihr Gegentheil, in vollste Verzweiflung überspringt. Alle Anstrengungen Marianens, dem Geliebten ihre aufopfernde Treue zu beweisen, scheitern an Werners besorgter Vorsicht. Sie muß als Opfer ihrer traurigen Verhältnisse und ihres Mangels an rücksichtslosem Vertrauen fallen, wozu sie sich leider zu spät entschließt, damit Wilhelm zu vollster Entwicklung gelange, die ihm an Marianens Hand trotz ihrer treuen, herzlich leidenschaftlichen Liebe nicht hätte zu Theil werden können; denn weder der rasche Rücktritt beider ins bürgerliche Leben vermochte ihn zu retten und ihn seiner wahren Bestimmung zuzuführen, noch ein verkümmertes Schauspielerleben ihn wahrhaft zu bilden; er wäre auf diesem Wege im glücklichsten Falle nur ein reuiger

---

zahlen hatten. Das österreichische Toleranzedikt von 1782 hatte die wohlthätigsten Folgen, doch wurde der Leibzoll selbst in Preußen erst 1787, in ganz Dentschland nicht vor dem Jahre 1803 abgeschafft.

verlorener Sohn geworden, ein für ein frisches, volles Leben wirklich Verlorener.

Mit dem selbstquälerisch ausgemalten, ihn ganz erschöpfenden und in ein lebhaftes Fieber stürzenden Verluste seiner Liebe hatte er sich selbst, seine ganze Aussicht in die Zukunft eingebüßt, da diese innigst mit seiner Liebe sich verschlungen hatte. So sprach er sich jetzt alle Anlage zum Dichter und Schauspieler, jeden geistigen Vorzug entschieden ab*) und widmete sich mit verzweiflungsvollem Schmerze, da er jedem höhern Streben entsagt hatte, den ehemals als gemein und niedrig verachteten Handelsgeschäften mit einem wunderbaren Eifer, der nicht aus lebendigem Antheil, sondern aus der öden Leere seiner an Thätigkeit gewöhnten Seele stammte, die auch in dieser traurigen Wendung die Hand eines gütigen Schicksals erkannte, das ihn noch bei Zeiten auf dem Wege des Lebens gewarnt habe. Und doch war die Liebe und begeisterte Neigung für Dicht- und Schauspielkunst, wie sehr er sie auch unterdrückte, in seiner Brust nicht erstorben, sie hatte sich nur in die geheimsten Winkel seiner Seele zurückgezogen, von wo sie in einzelnen Augenblicken sich wieder hervorwagte, wie dies sich in dem II, 2 mitgetheilten Gespräche mit Werner kund gibt, wo er die hehre Würde des Dichters in noch schwunghafterer Erhebung feiert als I, 14 die Bestimmung des wahren Schauspielers. Muß er doch selbst seinem als Warner ihm zur Seite stehenden Freunde Werner gestehn, daß seine frühen Wünsche noch fest, ja fester als sonst in seinem Herzen haften, und indem diese lebendig in ihm auftauchen, strahlt auch

*) Das Autodafé, welches er mit seinen Gedichten anstellt, erinnert wieder an Goethes eigenes Leben, der, wie er selbst berichtet, ein gleiches in Leipzig und in Frankfurt vor seinem Abgange nach Straßburg anstellte.

das mit ihnen so unzertrennlich verbundene Bild der Geliebten wieder in herrlichster Reinheit in seine Seele hinein, so daß er sich die bittersten Vorwürfe macht, sie ungerecht verdammt, sie dem Elend preisgegeben zu haben. Seine geschäftliche Thätigkeit war die einzige Zuflucht vor diesen ihn qualvoll umtreibenden Gedanken, deren Schärfe aber endlich die allheilende Zeit linderte. Erst nach mehr als zwei Jahren*) fühlte sich Wilhelm wieder so weit hergestellt, daß man ernstlich bedacht sein konnte, ihn von neuem eine Geschäftsreise antreten zu lassen. Er selbst glaubte sich jetzt nicht nur von seinen falschen Neigungen und Wünschen geheilt, sondern auch von allem Schmerze über Marianens Verlust befreit, so daß er sich wieder wohlgemuth dem Leben zuwenden könne, ohne zu ahnen, daß die Thätigkeit, in welche er sich jetzt gewaltsam gefunden, ihm keine wahre Befriedigung gewähren werde, daß seine Liebe zum Schauspielerstande nur unterdrückt, nicht aus seiner Brust getilgt sei, daß eine frohe Sicherheit des Lebens ihm nur dann zu Theil werden könne, wenn er von der Nichtigkeit seines Wunsches sich durch die Erfahrung überzeugt und der demselben zu Grunde liegende tiefe Drang seine Befriedigung gefunden habe. Das, was ihn der Bühne zugewandt hatte, war der gährende Trieb nach edler Thätigkeit und Bildung gewesen, die er dort allein zu finden gewähnt, und sein liebendes Herz hatte sich nach einem weiblichen Wesen gesehnt, welches, von gleichem Bildungstrieb durchdrungen, mit ihm vereint, sich reinster, edelster Menschlichkeit weihte, in dieser den Hochgenuß des Lebens suchte und fände. Eine so feurige Natur wie Wilhelm kann nur

*) „Es sind nicht gar drei Jahre", sagt der Alte vor der Abreise Marianens (II, 7). Von „einigen Jahren" ist daselbst kurz vorher und II, 1 die Rede.

dadurch geheilt werden, daß sie den Irrthum aus vollen Bechern trinkt. Glücklich genug wird Wilhelm durch den günstigen Zufall und die Theilnahme edler Männer dem für ihn geschaffenen Lebens- und Bildungskreise und der ihm ganz entsprechenden weiblichen Seele zugeführt. Ein solches Glück wird freilich wenigen zu Theil: allein wo die reinste, durch keine in die Seele geschlagenen Falten entstellte Bildung gedeihen soll, da bedarf es stets solcher glücklichen Fügungen, die ja auch im Leben unseres Dichters selbst so wunderbar hervortreten.

Mit der Geschäftsreise, auf welche Wilhelm sich II, 3 begibt, beginnt die Schule des Irrthums, durch welche er durchgehn muß, um zu seiner wahren Bildung und Lebensbestimmung zu gelangen; er muß das Schauspielerleben, von dem er sich die höchste Bildung versprochen, in leidigster Weise kennen lernen, ja selbst die Bühne betreten, um zur vollsten Einsicht seines Irrthums zu gelangen. Hatte er in der letzten Zeit Dichter und Bühne sich ganz aus dem Sinne geschlagen, so drängen sich diese jetzt unwillkürlich seiner von allem geschäftlichen Treiben, worein er sich sonst versenkte, ganz befreiten Seele auf. Aus Guarinis lieblichem Schäferdrama und seinen eigenen Liedern flossen zahlreiche Stellen seinem Gedächtnisse zu, und besonders die letztern trug er mit einer eigenen Zufriedenheit vor, die ihn heiter in seine Vergangenheit zurückversetzte, und auch die Zukunft erschien ihm in ahnungsvollem Schimmer. Damit aber auch das Drama, vor welchem seine Erinnerung zurückscheute, ihm nahe gebracht werde, muß er zufällig dem Schauspiel beiwohnen, welches die Fabrikarbeiter zu Hochdorf zum Geburtstage ihres Herrn aufführen, der ein Geschäftsfreund seines Hauses ist. War auch hier alles mehr roh, wie es bei der Bildung der Spieler und der nothdürftigen Bühneneinrichtung nicht anders sein konnte, so fühlte

doch Wilhelm, der sich freute, daß die Schauspielkunst auch in diesen einsamen Gebirgen, zwischen diesen undurchdringlichen Wäldern einen Weg gefunden, von der unerwarteten Erscheinung sich äußerst angezogen, und er verfehlte nicht, sich mit den ungebildeten Schauspielern und Schauspielerinnen nach Beendigung des Stückes zu unterhalten, sie aufzumuntern und ihnen bestens zu rathen.

Diese erste Wiederberührung mit der Bühne sollte nur das Vorspiel bilden zu der Vereinigung mit einigen versprengten Schauspielern in einem kleinen Landstädtchen. Vortrefflich hat es der Dichter verstanden, Wilhelms Verweilen an dem Orte durch eine Reihe von Zufälligkeiten und den entgegenkommenden Zug seines Herzens zu begründen. Nach einer mit mancherlei Beschwerden und Unannehmlichkeiten verknüpften Reise durch größere und kleinere Gebirgsörter entschließt er sich, in dem am Fuße des Gebirgs in einer schönen, fruchtbaren Ebene gelegenen heitern Städtchen sich und seinem Pferde, das von dem schlimmen, zuletzt durch Regen noch mehr verdorbenen Wege sehr gelitten hatte, einige Erholung zu gönnen. Hier in dieser Freiheit von allen seinen Geist in Anspruch nehmenden Geschäften mußten ihm seine Lieblingsneigungen wieder lebhaft vor die Sinne treten, hätte ihn der Zufall auch nicht mit den Resten einer Schauspielergesellschaft in Verbindung gebracht, ja als sollte das Schauspiel in jeder Art äußerer Gestaltung ihm entgegentreten, wird er auf einer kleinen Lustfahrt von dem Spiele der Bergleute überrascht*), das den Gedanken in ihm anregt, welchen

*) Das hier (II, 4) geschilderte Spiel „der Bergmann und der Bauer“ sah Goethe von den Bergknappen zu Ilmenau aufführen, wobei der Bauer plattdeutsch, die Bergleute hochdeutsch sprachen. Vgl. O. Schade im „Weimarischen Jahrbuch“ IV, 347 ff.

Nutzen die Bühne allen Ständen bringen und wie vielen Vortheil der Staat daraus ziehen könnte. Im Städtchen selbst gibt eben eine Seiltänzergesellschaft ihre mit treffender Wahrheit vom Dichter geschilderten Vorstellungen. Der ungemessene Beifall, der den beiden Hauptkünstlern zu Theil wird, vergegenwärtigt ihm lebhaft, welche köstliche Empfindung es sein müßte, könnte man durch würdige Darstellungen eine gleiche Begeisterung unter dem Volk hervorrufen, ihm dadurch das Mitgefühl alles Menschlichen geben, es mit der Vorstellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unsinns und der Albernheit entzünden, erschüttern und sein stockendes Inneres in freie, lebhafte und reine Bewegung setzen: sein alter Lieblingsgedanke, das Gute, Edle, Große durch das Schauspiel zu versinnlichen, tritt wieder mit aller Lebhaftigkeit vor seine aufgeregte Einbildung. Unterdessen haben die sinnlichen Reize der eben so genußsüchtigen als heiter gutmüthigen Philine ihn freundlich gefesselt und er an dem wunderbaren Wesen des geheimnißvollen Kindes, welches er der grausamen Behandlung des Meisters der Seiltänzergesellschaft entrissen, den innigsten Antheil genommen, ja, von edelster Menschlichkeit getrieben, sich mit ihrem Schicksal belastet, ohne zu bedenken, was er weiter mit diesem nun an ihn geketteten lieben Geschöpfe anfangen könne.*) So fühlte er sich denn länger, als er vorgehabt, an dem Orte festgehalten, was er vor sich selbst, ohne seinen Zustand mit unparteiischer Klarheit ins Auge zu fassen, mit seiner fleißigen Uebung der Fecht- und Tanzkunst entschuldigte, wozu er nicht wieder so leicht Gelegenheit

*) Auch hierin erkennen wir einen Zug des Dichters selbst nach seinem eigenen Bekenntniß am Anfange des zwölften Buches von Wahrheit und Dichtung.

finden werde, als hier bei dem so gewandten als klugen, freundlich ergebenen Laertes; schienen ihm ja beide zu der vollkommenen Bildung unentbehrlich, zu welcher ihn sein ganzes, jetzt wieder froh verjüngtes Wesen trieb.

Eine neue Veranlassung, ihn zu fesseln, bot unmittelbar darauf die Ankunft des Schauspielerpaares Melina, durch welches die Zahl der anwesenden Schauspieler unerwartet verdoppelt wurde. Hatte Wilhelm sich diesen Leuten schon früher in der äußersten Noth, worin er sie antraf, gefällig erweisen können, so mußte ihn die weitere Entwicklung ihres Schicksals anziehen, und konnte er auch an Herrn Melina, der ihn mit der Forderung eines Vorschusses zum Ankauf der Dekorationen und der Garderobe des hier untergegangenen Schauspiels bedrängte, kein Behagen finden, so wußte doch dessen Gattin Wilhelms schwache Seite wohl zu treffen und ihn durch schmeichelndes Eingehen auf seine Vorstellungen freundlich zu fesseln. Je mehr Melina drängte, um so lebhafter fühlte Wilhelm, daß er schon zu lange verweilt hatte, und ohne zu bedenken, daß er Mignon nicht allein zurücklassen könne, faßte er den ernstlichen Entschluß, sich zu entfernen, weshalb er sofort den Seinigen, die lange nichts von ihm gehört hatten, von sich Nachricht geben wollte: aber der launige Zufall wollte es, daß das Blatt, worauf er den Brief begonnen, auf der hintern Seite bereits mit einigen an Frau Melina gerichteten Versen beschrieben war — eine der glücklichsten Erfindungen, Wilhelms Entschluß aufzuhalten. Deshalb zerriß er unmuthig den Brief, und die Wiederholung seines Bekenntnisses, bei dem er, um sich zu schonen, nicht ganz der Wahrheit getreu geblieben, ward auf den nächsten Posttag verschoben.

Gerade in dieser Zeit treibt die Sorge wegen der drohenden Kriegsnoth ein paar andere Schauspieler in unser Land-

städtchen, die hier gleichfalls ein Unterkommen hoffen, und unter ihnen den alten Polterer, den Wilhelm zu gleicher Zeit mit Marianen in seiner Vaterstadt gesehen zu haben sich erinnert. Die Auskunft, welche dieser über das weitere Schicksal der Geliebten ihm gibt, regt die schmerzlichsten Gefühle in seiner Brust auf und versetzt ihn lebhaft in die schönen Tage der Vergangenheit zurück. Aber zu gleicher Zeit schließt sich Mignon mit rührendster Kindesliebe an ihn an. War er auch auf Melinas Ansinnen noch immer nicht eingegangen, so hatte er sich doch schon zu nahe mit den Schauspielern eingelassen, so daß er sich von ihren Landfahrten nicht ausschließen konnte und sogar sein Zimmer zu einer Vorlesung eines damals beliebten Stückes hergeben mußte, die man sich eben vorgesetzt hatte. Das Stück wird als eines der vielen durch seinen Götz (1773) hervorgerufenen Ritterstücke beschrieben, über die unser Dichter selbst im Neuesten von Plundersweilern (1781) ergetzlich spottet, doch schwebt kein bestimmtes Stück vor. Von derselben Art ist das weiter unten IV, 2 erwähnte Stück. Auf Serlos Bühne wird Lessings Emilia Galotti aufgeführt und III, 2 der durch diese aufgebrachten Stücke mit vornehmen Bösewichtern gedacht; auch in unserm Ritterstück führt der Dichter einen solchen Bösewicht ein, einen Tyrannen aus dem Ritterstande.*)

---

*) Der frühern Zustände des deutschen Theaters geschieht in Serlos Geschichte IV, 18 Erwähnung. Vgl. den Anfang von Goethes Aufsatz deutsches Theater. Zweier kleinern Stücke, sogenannter Nachspiele, finden wir I, 1. V, 8 gedacht. Die üble Art des Streichens findet in Melina (III, 2) ihren Vertreter, aber auch der tüchtige Serlo kann ohne Streichen nicht zurechtkommen, da die Dichter von den Schauspielern Unmögliches verlangen, und Wilhelm selbst muß beim Hamlet gar vieles wegzulassen, anderes in Schröders Weise umzugestalten sich entschließen.

Der Wink des Abbés ist für Wilhelm vergebens, der ihm gegenüber, freilich ohne irgend eine Beziehung auf ihn auszusprechen, den Satz aufstellt, daß bei jeder Kunst frühe, gute Bildung erforderlich sei; schärfer und bestimmter auf ihn einzudringen liegt ihm fern; erst später, als Wilhelm wirklich die Bühne betreten hat, warnt er ihn durch die ernstliche Mahnung zur Flucht.*) Wie unangenehm ihn auch die bei jener abendlichen Vorlesung auf seinem Zimmer vorgefallene wüste Verwirrung**) berührte, die ihm leicht den weitern Umgang mit solchen Leuten verleiden konnte, die unwiderstehliche Neigung für die Bühne, die Anziehung der Frauen und Mignons Schicksal halten ihn

*) Es muß auffallen, daß der Abbé, welcher sonst immer der freien Erziehung das Wort redet, die den Neigungen und Wünschen ihren Lauf gewähre, den Irrenden seinen Irrthum ganz kosten lasse, um ihn dadurch zu bewußter Selbständigkeit zu erziehen, hier gerade umgekehrt frühe Leitung anempfiehlt und die unvermeidlichen Folgen schlechter Jugendeindrücke hervorhebt. Allein hier handelt es sich ja nicht um das Leben, das durch die Erkenntniß der Verderblichkeit des schmeichelnden Irrthums seine wahre selbständige Richtung erhält, sondern um die auf feinstem und reinstem Gefühle beruhende Kunst, der jeder den reinen Spiegel der Seele trübende Hauch nothwendig Schaden bringt. Freilich VII, 9, wo die Personen, die Wilhelm auf seinem Lebenswege warnende Worte zugerufen haben, ihm noch einmal rasch nach einander erscheinen, spricht der Landgeistliche den Grundsatz des Abbés aus, daß man den Irrenden seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen lassen müsse, aber dort kommt es nur darauf an, ihm zu zeigen, wie er auf seinem Lebenswege von den Freunden des Thurms warnend begleitet worden, und es werden ihnen die für Wilhelm gerade jetzt geeigneten Worte in den Mund gelegt.

**) Das Herauswerfen des Punschnapfes und der Gläser dnrch die Scheiben erinnert an ähnliche Tollheiten, von denen Goethe selbst in Dresden und in Straßbnrg Zeuge war. An letzterm Orte war es Leopold Stolberg, der dazu trieb. Ein kleiner Widerspruch ist es, wenn II, 10 die Heldin des Stückes Mathilde, IV, 10 Mechtilde genannt wird.

mächtig gefesselt, wie wenig er sich dieses gestehn mag. Um ihn auch äußerlich zurückzuhalten, hat Laertes, der bei der Rückkehr von der Landfahrt des gestrigen Tages sein Pferd geritten, dieses zufällig so sehr angegriffen, daß wenig Hoffnung zu dessen Aufkommen vorhanden ist. Freilich verletzt Melinas herber, nicht ganz grundloser Ausfall auf Wilhelm, der sich gegen den alten, treffend eingeführten Harfenspieler freigebig gezeigt hatte*), ihn so bitter, daß er nicht undeutlich die Absicht zu verstehn gibt, sich nicht lange mehr bei so unfreundlichen und undankbaren Menschen aufhalten zu wollen; doch Philinens aufdringliche Liebkosungen haben die unerwartete Folge, daß er, im Begriffe, dieser nachzueilen, aber durch Melinas erneuerte, bescheiden bittende Ansprache aufgehalten, die übereilte Zusage gibt, seinem Wunsche zu willfahren. Allein der ihn wunderbar ergreifende Gesang des alten Harfenspielers, zu dem er, da er sich durch einen andern Zufall von Philinen zurückgehalten sieht, in leidenschaftlicher Verwirrung flüchtet, verletzt sein tiefstes Innerstes so sehr, daß er sich mehr als je zur ernsthaften Erwägung seines Zustandes getrieben fühlt und er mit Beschämung seine wunderliche Lage erkennt. „Es ward ihm deutlich, wie er jetzt in ein unbestimmtes Schlendern gerathen war, in welchem er nur schlürfend kostete, was er sonst mit vollen Zügen eingezogen hatte; aber deutlich konnte er nicht sehn, welches unüberwindliche Bedürfniß ihm die Natur zum Gesetz gemacht hatte, und wie sehr dieses Bedürfniß durch Umstände nur gereizt, halb befriedigt und irre geführt worden war.“ Hatte er in den glück-

*) Tief ergreifend wirkt es, wie der arme Harfner sich zum Aufspielen eines tollen Liedes hergeben muß. Das hier (V, 11) nicht mitgetheilte Lied ist dasjenige, was die Bauern im Faust unter der Linde singen.

lichen mit Marianen verlebten Tagen sich seiner Neigung zum Schauspiel und seiner leidenschaftlichen Liebe voll erfreut, so wagte er jetzt nur verstohlen daran zu nippen und durfte es sich selbst nicht gestehn, was ihn eigentlich festhalte; daß seinem ganzen früh irre geleiteten Streben nur der edle Drang nach reiner Bildung zu Grunde liege, ahnte er am wenigsten. Doch wollte er in diesem Augenblicke den ernsten Versuch machen, alle Fesseln, die ihn am Orte zurückhielten, kühn zu zerbrechen, sich selbst durch die Melina vorgeschossene Geldsumme und den am räthselhaften Harfner genommenen innigen Antheil nicht zurückhalten lassen; nur eines hatte er in der leidenschaftlichen Glut seines Entschlusses übersehen, die Sorge für Mignon, deren vertrauensvoll an ihm sich emporrankende, von geschlechtlicher Neigung nicht freie Kindesliebe er bei seiner sonstigen Aufregung keiner Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Als er dieser, die eben im Augenblick seiner höchsten Erregung eintritt, seine bevorstehende Abreise mit dem Ausdruck wehmüthigster Empfindung meldet, da fühlt sich das Kind in tiefstem Innern bewegt, der verzweiflungsvollste Trennungsschmerz durchzittert ihr ganzes Wesen, ergreift krampfhaft alle Glieder, bis sie nach ihrem laut, als ob es die Brust zersprengen wollte, klopfenden Herzen greifend, gebrochen zusammenstürzt. Nur Wilhelms liebevoller Erguß seines Gefühls spannt ihre Lebenskräfte wieder an, nur das von fürchterlicher Angst, sie zu verlieren, ausgepreßte Versprechen, ihr Vater sein, sie nicht verlassen zu wollen, vermag sie den Wallungen des sie fieberhaft erschütternden Gefühls zu entreißen. So ist denn Wilhelm nicht allein durch sein Herz, sondern auch durch das feierlichste Mignon gegebene Versprechen gebunden, und vorab der Entschluß, sich zu entfernen, ganz aufgegeben, da er in Mig=

nons Begleitung an eine Fortsetzung der Geschäftsreise nicht denken kann.

Und nur zu bald soll er mit Melina und den Schauspielern in die allernächste Verbindung treten. Die schon durch den Stallmeister angekündigte Ankunft des gräflichen Paares gibt Melina die frohe Aussicht, nächstens mit den Schauspielern auf dem Schlosse zu spielen. Die neckische Philine denkt hierbei sogleich, auch Wilhelm, dessen Schwäche sie kennt, in die Verbindung zu ziehen, um so die ihr ungelegen kommende Trennung von diesem zu verhindern. Sie weiß ihn geschickt zu bereden, mit ihr herunterzugehn, um so die Bekanntschaft der vornehmen Personen zu machen, in deren Schloß seine Freunde bald spielen würden. Die schöne Gräfin, die erste vornehme Frau, die er je gesehen, und dazu eine ebenso reizende als feine Weltdame, mußte auf ihn einen bedeutenden Eindruck machen, und diese selbst fühlte sich durch den schönen Jüngling, aus dessen Blicken seine edle Seele hervorleuchtete, innigst gefesselt; wie die Verwirrung, in welche er durch die strahlenden Reize der Gräfin und die ihm ganz ungewohnte Stellung einer so hohen Dame gegenüber gesetzt wurde, ihn der Gräfin noch anziehender machten, so fühlte sein reiner Sinn durch eine gewisse Schamhaftigkeit, ja Verlegenheit ihrer Reden und Gebärden, eine Folge des drückenden Gefühls, vor ihm als Gattin eines ältern, wunderlichen Mannes zu erscheinen, sich um so lieblicher angesprochen. Die Freundlichkeit, welche der vom Grafen zur Ordnung der Sache abgesandte Baron Wilhelm erzeigt, in welchem er einen Mitbruder in der Musenkunst begrüßt, wirkt, hätte es dessen anders noch bedurft, entscheidend auf die Befestigung seines Entschlusses, den Schauspielern auf das Schloß zu folgen. Im Grunde war das, was ihn hierzu drängte, neben dem unwiderstehlichen Zuge zum

Schauspiel die Anziehungskraft der schönen Gräfin, die so freundlich den Wunsch ausgesprochen hatte, ihn bald wiederzusehn. Er selbst redet sich freilich ein, er dürfe, abgesehen von der Hoffnung, auf dem Schlosse wenigstens einen Theil seines Vorschusses von Melina zurückzuerhalten, eine so günstige Gelegenheit nicht versäumen, die große, vornehme und reiche Welt näher kennen zu lernen, wovon er sich für seine Ausbildung den größten Vortheil verspricht, indem er sich mit aller Lebhaftigkeit das Glück eines solchen freien Ueberblickes der Dinge und einer so sichern Leichtigkeit des Lebens vorhält, wie sie auf den höhern Stufen des Lebens allein zu erlangen seien. „Wer kann den Werth und Unwerth irdischer Dinge besser kennen", ruft er sich zu,*) „als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm nicht an Kräften gebricht, ein neues Leben anzufangen!" Er läßt sich hier leidenschaftlich hinreißen, aber der Gedanke, daß die Bildung das Höchste für den Menschen sei, ist eben so wahr als tief in seinem Wesen begründet. Die einstimmige reine Ausbildung zum Wahren, Schönen und Guten ist der ihn beseelende Trieb, der nur auf eine falsche Bahn geleitet wurde, als er sich mit solcher Leidenschaftlichkeit dem Schauspiel hingab. Seine Lust daran muß er erst derb büßen, aber gleichzeitig sollen manche Bildungsstoffe bedeutsam auf ihn wirken, und ihn so allmählich einer besonnenen Selbständigkeit

*) Der zunächst vorhergehende Satz: „Und wie sicher blühet ein Handel u. s. w.", muß bildlich verstanden und auf das frische Wagen im Leben bezogen werden, im Gegensatz zum scheuen Versuche des auf sein Fortkommen einzig angewiesenen gewöhnlichen Bürgers.

zuführen, um derentwillen er hier die höhern Stände dreimal glücklich preist, während er doch noch immer von den Schauspielern nicht ablassen kann, wie nahe ihm auch der Gedanke liegen müßte, daß bei diesem auf kümmerliche Sicherung ihres Lebensunterhaltes angewiesenen, leichtsinnig in den Tag lebenden Menschen das gerade Gegentheil sich finde, verblendete ihn nicht die Leidenschaft für seine Lieblingskunst. Freilich zum Auftreten auf der Bühne während der kurzen Vorübung der allmählich anwachsenden Truppe im Landstädtchen kann Melina ihn noch immer nicht bewegen, obgleich er ihn durch eine Liebhaberrolle anzuziehen sucht, aber dieser bemüht sich doch, dos Unternehmen durch lebhafteste Theilnahme zu fördern, ohne sich selbst durch die geistlose Weise, wie Melina aus der Sache ein bloßes gewinnreiches Geschäft macht, irgend beirren zu lassen.

Der Zufall fügt es, daß Wilhelm, da er im Wirthshause des gräflichen Dorfes kein Unterkommen findet, mit den Schauspielern auf das Schloß gehn muß, wo er sich leicht überzeugen kann, mit wie wenig Achtung man seine Freunde behandelt. Nichtsdestoweniger nimmt er den lebhaftesten Antheil am Aufschlagen und Ausschmücken der Bühne. Geht auch seine durch den Baron erregte Hoffnung, der schönen Gräfin eines von seinen Stücken vorzulesen, nicht in Erfüllung, so überzeugt er sich doch bald von der Gewogenheit derselben, besonders als es gilt, durch Vermittlung der Damen dem von ihm entworfenen Festspiel, das von dem Plane des Grafen ganz wesentlich abweicht, zur Ausführung zu verhelfen. Die Wärme und Lebhaftigkeit, womit er seinen Plan vorträgt, gewinnt ihm den innigsten Antheil der Gräfin, durch welche er sich nach langem Widerstreben auf angenehme Weise gezwungen fühlt, dem Festspiel einen allegorischen Schluß mit glänzender Illumination zu geben, wie sehr dieses auch seiner überall

lebendiges Gefühl fordernden Seele zuwider ist. So versteht er sich zum erstenmal dazu, seine leidenschaftliche Ueberzeugung zu opfern. „Die schönen Augen der Gräfin und ihr liebenswürdiges Betragen hatten ihn gar leicht bewogen, auch auf die schönste und angenehmste Erfindung, auf die so erwünschte Einheit einer Komposition und auf alle schicklichen Details Verzicht zu thun und gegen sein poetisches Gewissen zu handeln.“ Ja sie allein kann ihn auch dazu bestimmen, sein bürgerliches Gewissen zu beschwichtigen und selbst eine Rolle zu übernehmen. Umsonst beschwört ihu Mignon, von den Brettern zu bleiben, hat ja die Gräfin ihn so ganz zu sich hingezogen, daß er in ihr das Musterbild edelster, feinster, liebenswürdigster Weiblichkeit und vollendetster Bildung erkennt, der seine ganze Seele nachstrebt. Neben der Gräfin wirkt die ruhige Würde des Prinzen und seiner höhern Umgebung bedeutend auf ihn ein, da sie ihm das Bild einer gediegenen, vollbewußten Selbständigkeit darbietet, gerade das, was ihm bisher so ganz abging, da er bis dahin nur in sich, in seinen Neignngen und Vorstellungen gelebt, ohne der Außenwelt einen scharfen, in ihr Wesen dringenden Blick zuzuwerfen, und über der Schauspielkunst die Lebenskunst ganz vernachlässigt hatte, wovon er im Benehmen gegen den Prinzen einen Beweis ablegt.

Hier tritt nun Jarno ein, um Wilhelms Blick dem wirklichen Leben näher zuzuwenden. Sein scharfes Wort, es sei schade, daß er mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spiele, liegt diesem mehrere Tage im Sinne, ohne daß er dessen Bedeutung sich zu enträthseln vermöchte; daß er damit auf den eitlen Beifall ziele, den er mit solchen jeder tiefern Bedeutung ermangelnden Aufführungen zu erhalten strebe, ahnt er nur dunkel. Viel deutlicher bezeichnet Jarno ihm bald darauf seine

Unzufriedenheit über die Mühe, die er sich mit diesen aller wahren Bildung fremden Schauspielern gebe, indem er es für sündlich erklärt, daß er seine Stunden damit verderbe, diese Affen menschlicher auszuputzen und diese Hunde tanzen zu lehren, in diesen Handwerksseelen geistigen Antheil zu erregen. Zu derselben Zeit wendet Jarno seine Aufmerksamkeit auf Shakespeare hin, indem er Wilhelm auffordert, ohne Rücksicht auf die äußere Form einmal in die Zauberlaterne dieser unbekannten Welt zu blicken.*) Hatte ihm das Leben in dem vornehmen Kreise, wo ihm ein fürstlicher Heerführer mit seiner höhern Umgebung so bedeutungsvoll entgegentrat,**) bereits eine Ahnung von der Welt gegeben, wo es ganz anders zugehe, als er, in seine engen Kreise gebannt, es sich hatte vorstellen können, hatte die Liebe der Gräfin, die bei den Aufführungen die Augen nicht von ihm abwenden konnte, für die er bald ganz allein zu spielen und zu sprechen schien, mit der er arglos bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft des Stan-

1) Wenn Wilhelm III, 8 bemerkt, Shakespeares Stücke seien seit der Zeit in Deutschland bekannter geworden, wo sein Antheil an der Bühne aufgehört, so stimmt dies nicht wohl zu den übrigen Zeitverhältnissen. Wielauds Uebersetzung erschien in den Jahren 1762 bis 1766 und Lessings so scharf auf Shakespeare hindeutende **Dramaturgie** gehört den Jahren 1767 und 1768 an. Eine Reihe von shakespeareschen Stücken beschritt in Schröders Bearbeitung von 1776 bis 1780 die hamburger Bühne, **Hamlet** allen voran, den Schröder schon in einer wiener Bearbeitung gesehen hatte, und sie verbreiteten sich, leider auch in schlechtern Bearbeitungen, über Deutschland. Goethe glaubte hier zur Erreichung seines Zweckes sich einige Freiheit in der Zeitfolge gestatten zu dürfen.

**) Schon 1778 war Goethe in Berlin beim Prinzen Heinrich mit vielen Generalen zu Tische gewesen, und im Juli 1784 war er zu Braunschweig mit demselben und dessen Gefolge an der Hoftafel, wo dieser sich sehr gnädig gegen ihn zeigte. Vgl. oben S. 15.

des und der Geburt hinüber wechselte, sein ganzes Wesen gehoben, so wirkten die wenigen Stücke, die er von Shakespeare verschlungen hatte, so gewaltig auf ihn ein, daß er innehalten mußte. Hier fand er alle Vorgefühle, die er jemals über die Menschheit und ihre Schicksale gehabt, erfüllt und entwickelt, hier glaubte er vor den aufgeschlagenen ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehn„ die der Sturm des bewegtesten Lebens rasch hin und wieder blättere, ja er fühlte sich durch Shakespeare mächtig gereizt, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte zu machen, sich in die Flut der über uns verhängten Schicksale zu stürzen und dereinst (denn wie sollte seine Lieblingsneigung so leicht ganz erloschen sein!), wenn es ihm glücken sollte, aus dem großen Meere der Natur wenige Becher zu schöpfen, sie von der Schaubühne seinen lechzenden Landsleuten auszuspenden. Jarno benutzt diese Wirkung, ihm dringend zu rathen, rasch in ein thätiges Leben überzugehn und eine Gesellschaft zu verlassen, für die er weder geboren noch erzogen sein könne, und aus der er sich wirklich heraussehne; zugleich bietet er ihm eine Stelle im Dienste des Prinzen an, deren Bekleidung ihm für die Folge von großem Nutzen sein werde. Allein die Tiefe seiner edlen, leidenschaftlich hingegebenen Seele ermißt er nicht, wenn er seinen Ekel und Verdruß darüber ausspricht, daß er sein Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger*) und an ein albernes zwitterhaftes

---

*) Auffallend ist es, daß Goethe gar nicht andeutet, auf welche Weise sich der Harfner an Wilhelm angeschlossen habe, wenn er auch (II, 13. 14) bemerkt, wie dieser sich zu Wilhelm hingezogen gefühlt habe. Weder auf der Reise zum Schlosse noch bei der Ankunft wird seiner gedacht, und erst bei der Darlegung des Planes von Wilhelms Festspiel vernehmen wir (III, 8), daß er dabei auch dem Harfner eine Rolle zugedacht habe. Dagegen ist es ohne Anstoß,

Geschöpf hänge. Wilhelms Vertrauen gegen diesen, dessen klarer Verstand ihn angezogen hatte, wenn auch sein sonstiges Auftreten für ihn etwas Kaltes und Abstoßendes hatte, war hiermit völlig erschüttert, und sein Argwohn fand sich bald genug durch eine zufällig vernommene Aeußerung überzeugt, daß dieser Offizier nur ein Werber sei, der junge Leute von gutem Hause und sorgfältiger Erziehung durch allerlei Vorspiegelungen einer anständigen Versorgung betrüge. Und so fühlte er sich inniger als je an Mignon gefesselt, die ihm ein gutes Geschick zugesendet habe; die scheinbare Klugheit der Welt solle ihn nicht vermögen, sie zu verlassen, noch zu vergessen, was er diesem lieben Wesen zu verdanken habe. Unterdessen hatte die Baronesse, um die Vorwürfe der Gräfin wegen ihrer Liebesabenteuer abzuwenden*), das Verhältniß zwischen dieser und Wilhelm zu befördern gesucht, doch der in dieser Absicht ausgedachte Scherz hatte einen unglücklichen Erfolg gehabt, da die Zusammenkunft vereitelt, der Graf aber zum Glauben veranlaßt wurde, er habe sich selbst gesehen. Zeigte sich die Gräfin auch über diese Geschichte sehr unwillig, so hing sie doch in Folge derselben den Gedanken an Wilhelm noch mehr nach, wobei die Baronesse und Philine das Ihrige thaten. Eines Tages, als sie zu dem für den Prinzen veranstalteten Abschiedsmal auf das reichste geschmückt ist, bestimmen diese beiden sie, den schönen Jüngling,

---

wenn die Entfernung Friedrichs II, 14 mit Stillschweigen übergangen und erst nachträglich (III, 9) erwähnt wird.

*) Die Aeußerung „Nur den Augen der Gräfin — zu erdulden hätte" (III, 12) wünschte man getilgt, da sie eine unnöthige Wiederholung der bereits III, 10 gegebenen Begründung des Verfahrens der Baronesse ist („Auf diese Weise hatte" bis „wiederzuerwerben"), wozu sie nicht einmal ganz stimmt.

von dem die Gräfin schon früher eine Abschrift seiner Stücke verlangt hatte, zur Vorlesung zu sich zu bescheiden. Der Anblick der in vollsten Glanze prangenden schönen Frau verwirrt Wilhelms Sinne, diese aber wird durch den auf ihn geübten Eindruck, der sich in seinem ganzen Wesen verräth, noch lebhafter entzündet. Die Baronesse und Philine, von denen letztere in neckischer Grausamkeit auf die Neigung der Gräfin anspielt, entfernen sich zur rechten Zeit. Der süße Rausch der Leidenschaft bemächtigt sich beider, unter lebhaften Küssen und Umarmungen genießen sie der Liebe seligsten Augenblick. Aber auf einmal entreißt sich die Gräfin mit einem lauten Schrei Wilhelms Armen, vom Gefühl ihrer Schuld ergriffen, und sie beschwört ihn auf das liebevollste, sie zu verlassen und sie nie wiederzusehn. Daß der heftige Durck des reich mit Brillanten besetzten Medaillons wider ihre Brust diese plötzliche Erinnerung wach gerufen, vernehmen wir erst später.

Hatte Wilhelm sich auch von Jarno ganz abgewandt, so fühlte er doch durch den längern Aufenthalt auf dem Schlosse, wo er einen freien Blick in das Leben der vornehmen Welt gethan, wo ihn der herzliche Antheil der Gräfin über sich selbst hinausgehoben, wo Shakespeare so gewaltig auf ihn gewirkt hatte, sich zu frischer, edler Thätigkeit begeistert, und in diesem Sinne wagte er jetzt, durch Mignons liebevolle Fragen an die Seinen gemahnt, durch das Geschenk des Grafen und Melinas Versprechen, ihm seinen Vorschuß zurückzuzahlen, in seinen Geldverhältnissen hergestellt, in einer freilich nur räthselhaft das, was ihm begegnet war, andeutenden Weise nach Hause zu berichten; freilich, was er zunächst zu thun habe, war ihm selbst noch nicht klar, da er ja Mignon und den Harfner fest an sich geschlossen hatte. Die Pferde des Grafen sollten die ganze Gesellschaft ein

paar Tagereisen fortbringen, und damit Wilhelm sich ja von ihnen nicht trennen könne, hatte Frau Melina sich ohne weiteres seines Koffers bemächtigt, und Philinens Gefälligkeit, seine Kleider ihren Sachen beizupacken, konnte er nicht abwehren. Als sie aber an dem Orte angekommen waren, wohin der Graf sie zu bringen befohlen hatte, da drängte es ihn, sogleich eine edle Thätigkeit unter den Schauspielern zu entfalten. Gar reizend schien es ihm, unter dieser wunderlichen Gesellschaft sich als ein von edlerer Bildung ergriffener und für sie wirkender Geist zu bethätigen, besonders da ihm der edle Prinz in Shakespeares Heinrich IV. hierzu ein treffliches Vorbild geboten hatte. Diesem sich noch ähnlicher zu machen, wirft er sich in eine phantastische Tracht und, durch den guten Zustand seiner Kasse ermuthigt, läßt er es an einigen tollen Streichen in der Weise seines Vorbildes nicht fehlen. Doch verfehlt er auch nicht, seine Freunde zu richtigern Ansichten über das von ihnen verspottete und mißkannte Leben der Vornehmen anzuleiten, die ihrer ganzen Lage nach nur äußere Vorzüge zu würdigen wüßten, denen jeder innig herzliche und natürliche Genuß versagt sei (wir sehen, wie seine Ansichten schon nicht mehr allein von seinem Herzen ausgehen, wie er sich schon zu besonnener Betrachtung des Lebens erhebt), und er macht den ernstlichen Versuch, die Schauspieler selbst zu fleißiger Uebung anzumahnen und zu einer höhern Ansicht von ihrer Kunst fortzureißen. Wilhelm fühlt sich hierin ganz glücklich und sieht es gern, daß man während der Reise eine republikanische Form der Regierung einrichtet, zu deren Direktor man ihn ernennt. Von dem glücklichen Erfolge begeistert, wagt er jetzt auch mit der Forderung hervorzutreten, der Schauspieler müsse in die Absichten des Dichters eindringen, seine Rolle nicht an sich, sondern im Zusammenhang mit dem Stücke betrachten, was er beispiels-

weise am Hamlet aufzeigt, den er ihnen bereits auf dem Schlosse einmal vorgelesen hatte. Auch als man schwankt, welchen Weg man einschlagen solle, um zur Stadt zu gelangen, wo Melina einige Aussicht hat, tritt Wilhelm lebhaft vor; er weiß die Furcht seiner Freunde zu beschwichtigen und sie zur muthigen Verfolgung des gleich zu Anfang beabsichtigten Weges trotz der bedenklichen Gerüchte zu bereden. So zeigt er sich als besonnener Leiter, ja als ein kleiner Heerführer, und in dieser ihm edel dünkenden Wirksamkeit findet er sich so behaglich, daß er vorab dem Gedanken, sich von der Gesellschaft zu trennen, gar nicht nachhängen kann.

Der Ueberfall auf dem Wege fesselt ihn von neuem an die Schauspieler, da er ihren ungerechten Vorwürfen in herzlicher Gutmüthigkeit das leichtfertige Versprechen entgegensetzt, sie nicht eher verlassen zu wollen, bis jeder seinen Verlust doppelt und dreifach ersetzt habe und sich in erwünschtem Zustande befinde. Zugleich wirkt die Erinnerung an die Amazone, die ihm als hülfreiche Göttin erschienen war, wunderbar auf ihn ein, so daß die lebhafte Ahnung in ihm aufsteigt, sie sei es, welche alle seine Jugendträume erfüllen werde. Die ihn aufregende Sehnsucht hebt seinen Geist und sein Gemüth zu edelstem Streben. Ernstlich nimmt er sich jetzt vor, sein schlenderndes Leben, das ihm seiner unwürdig erscheint, nicht planlos fortzusetzen, sondern seine künftigen Schritte einer besonnen und zweckmäßig geleiteten Thätigkeit zu widmen, wenn auch ein bestimmt ausgeführtes Bild derselben ihm nicht vorschwebt. Zunächst will er seine Retterin aufsuchen, um dieser seinen gefühltesten Dank abzustatten (im Grunde zieht ihn sein ganzes ahnungsvolles Herz zu ihr hin, nicht die Pflicht der Dankbarkeit), sodann zu dem Direktor Serlo in der großen

Handelsstadt eilen, um das seinen Unglücksgefährten geleistete Versprechen bestens zu lösen und zugleich seine Handelsgeschäfte bei den dortigen Geschäftsfreunden zu betreiben, ja er denkt sogar, durch ein glückliches Geschäft seinen erlittenen Verlust wieder herzustellen. Wie es dann mit Mignon und dem Harfner werden solle, fällt ihm gar nicht ein; das, was ihm Hauptsache sein müßte, seine eigene künftige Thätigkeit schwebt ihm nur dunkel vor, das allein fühlt er in tiefster Seele, daß er sich einem thätigen Leben zuwenden müsse, worauf ihn Jarno scharf hingewiesen hatte. Allein die Hoffnung, seiner Amazone auf die Spur zu kommen, verflüchtigt sich, und so bleibt ihm nichts übrig, als das Wiederfinden des lieben Schutzgeistes einem günstigen Zufall anheimzustellen. Von lebendigstem Eifer gedrungen, einer Unthätigkeit zu entfliehen, in welcher das Schicksal ihn nur zu lange gehalten hatte, eilt er in Begleitung der beiden wunderbaren Wesen, deren Schicksal er an das seine geknüpft, nach der Stadt, um zunächst hier bei Serlo möglichst für die Schauspieler zu wirken, die er ihm bereits brieflich dringend anempfohlen hatte.

Vortrefflich weiß der Dichter seinen Helden endlich zum Entschlusse zu drängen, öffentlich die Bühne zu betreten und so seine immer entschiedener hervorbrechende Leidenschaft für das Schauspiel vollauf zu büßen. Der Umgang mit einem so gewandten Direktor wie Serlo und der Besuch eines so trefflich besetzten Schauspiels mußten seine Neigung um so mehr nähren, als ihn der Wunsch begeisterte, einmal den Hamlet zu einer würdigen Aufführung gebracht zu sehn, da dieser sein ganzes, in mancher Beziehung jenem zu keinem festen Entschlusse gelangenden, schwermüthig sich verzehrenden Helden so ähnliches Wesen durchzuckte. Frau Melina weiß sein Talent, das er nicht

länger vergraben dürfe, sondern bei einer durch Ordnung, Geschmack und Geist so sehr hervorragenden Gesellschaft vor der staunenden Welt entfalten müsse, so geschickt hervorzuheben, daß Wilhelms Herz und Einbildungskraft sich zu einem solchen Entschluß immer lebhafter hingezogen fühlen. Freilich erheben Verstand und Vernunft hiergegen die entschiedenste Einsprache, da ihm nicht entgehn kann, wie er dadurch seinen bürgerlichen Lebensplan ganz vernichte, und gerade jetzt hatte das bewegte Leben der großen Handelsstadt ihn zum erstenmal angezogen; freilich verfehlte Serlos von der Kunst angewehte Schwester Aurelie nicht, ihm das hohe Bild, welches er sich von der Wirkung des Schauspielers geträumt hatte, zu nichte zu machen und ihre Verwunderung auszusprechen, wie unerfahren er in der Welt sei, in welcher er sich gar nicht zurecht zu finden wisse: die Leidenschaft kennt kein Bedenken, sie dringt unwiderstehlich durch, und als nun gar Serlo, auf eine vortheilhafte Umgestaltung seiner Bühne bedacht, sich bereit erklärt, die sämmtlichen Schauspieler, für die Wilhelm sich bisher vergebens bei ihm verwandt hatte, unter der Bedingung anzunehmen, daß er selbst bei ihm die Bühne betrete, dringt diese um so gewaltsamer vor, als er sich hier die Gelegenheit geboten sieht, sein den Schauspielern unbedacht gegebenes Versprechen zu erfüllen. Gewohnt, in Zufälligkeiten einen Wink des Schicksals zu erkennen, glaubt er den Ruf seiner Bestimmung darin zu vernehmen, daß sich ihm ganz unerwartet dasjenige verwirklicht,*) was er damals sich vorgesetzt hatte, als er sich

*) Zu dem Gedanken, daß der Mensch seine Wünsche, wenn sie ihm begegnen, nicht erkenne (IV, 19), vgl. die Aeußerung der Frau Melina „Geht es doch unsern Menschen" (VII, 8) und die Erläuterungen zu Hermann und Dorothea S. 97. Schon 1771 schreibt G·othe an Salzmann, man sei um kein Haar glücklicher, wenn man erlangt habe, was man gewünscht.

mit Marianen zu verbinden und bei Serlo ein Unterkommen zu finden gedacht hatte.*) In süßer Täuschung spiegelt er sich vor, sein damaliger Entschluß sei allein aus reinster, würdigster Liebe zur Kunst hervorgegangen, und das Schicksal habe ihn absichtlich diesen Weg geführt, damit er zu seiner wahren Bestimmung gelange, wobei er nicht unterläßt, auch darauf bedeutendes Gewicht zu legen, daß, betrete er selbst die Bühne und entsage dem bürgerlichen Leben, er auch Mignon und den Harfner bei sich behalten dürfe. Allein, schwankend, wie er ist, kann er doch noch immer nicht zu einem Entschluß gelangen, der ihn nöthigt, alle seine Verhältnisse zu brechen und sich vom Erwerbe seiner Kunst ganz allein abhängig zu machen. Was konnte ihm da gelegener kommen als die Nachricht vom Tode seines Vaters, welcher ihn der Besorgniß enthob, diesem auf den äußern Schein so ängstlich haltenden Manne durch das Betreten der Bühne bitteres Wehe zu bereiten, und der ihm in jeder Beziehung eine größere Freiheit verstattete?**) Serlo weiß diese Todespost zu seinem Zweck geschickt zu benutzen, indem er besonders Aurelien***) und Philinen aufregt. Ein Brief Werners, der ihm ein Bild des bürgerlichen Glückes vorzeichnet, das ihm am wenigsten reizend

*) Wenn es hier (IV, 19) heißt: „Alles, was ich mir seit jener unglücklichen Nacht, die mich von Marianen trennte, nur träumen ließ, steht vor mir und bietet sich mir selbst dar", so ist diese Zeitbestimmung ganz irrig. Vgl. I, 16. Der Widerspruch wäre weniger auffallend, wenn in statt seit stände.

**) Die Schilderung von Wilhelms Zustand in den Worten: „Wilhelm sah sich — nur noch mehr zu verwirren" (V, 1), scheint uns wenig gelungen. Sie dürfte leicht ein späterer Zusatz sein, dessen wir besser entrathen.

***) Frau Melina dürfte doch viel geeigneter als Aurelie sein, Wilhelm zu einem solchen Entschlusse zu bewegen.

dünkt, ruft bei der ihn umtreibenden Spannung seines ganzen Wesens seinen entschiedensten Widerspruch hervor und bestärkt ihn in seinem zur Ausführung drängenden Entschlusse. Je deutlicher Werner seinen Grundsatz ausgesprochen hatte, nur Geld zu schaffen und sich dabei möglichst zu vergnügen, um so inniger fühlt Wilhelm, daß der Trieb seiner Natur auf Bildung gerichtet sei, und so strengt er sich redlich an, seinem Freunde begreiflich zu machen, daß diese Bildung für ihn nur auf der Bühne zu finden sei, so daß dieser seiner Neigung schmeichelnde Gedanke ihm ganz unwiderleglich scheint. Die höhere, gleichmäßige Ausbildung, meint er, sei in Deutschland außer dem Edelmann, welcher durch die Darstellung seiner Person alles gebe, nur dem Schauspieler gestattet, in welchem der gebildete Mensch eben so gut persönlich in seinem Glanz erscheine, wie in den obern Klassen der Gesellschaft. Der Gedanke, daß auch der Bürger sich frei machen und eine schöne Gesammtbildung sich erwerben möge, kann ihm um so weniger kommen, als die Neigung ihn verblendet, der nichts höher steht als die mächtige Wirkung, welche der Schauspieler auf empfängliche Herzen zu üben vermöge. Diese Vorstellung ist es, deren Nichtigkeit ihm, da er Aureliens Schilderung nicht glauben mag, der Erfolg schlageud beweisen muß, ehe er von seiner Jugendleidenschaft ablassen und sich dem wirklichen Leben zuwenden kann, worin er endlich zur frohen Gewißheit gelangen soll, daß keine unüberwindliche Schranke den Bürger vom Edelmanne trenne. Um Werners Gegenbemerkungen ganz abzuschneiden, meldet er ihm, der Schritt werde, ehe er schreiben könne, schon geschehen sein, und er beeilt sich, den Vertrag mit Serlo sogleich zu unterschreiben. Freilich ergreift ihn gerade in diesem Augenblick das Bild der Amazone, seiner Retterin, in ahnungsvoller Erinnerung, und Mignon versucht auch

diesmal, wie früher, wenn gleich nur durch Zeichen, ihn von den Brettern abzuhalten, aber vergebens: er hat sein Wort gegeben und die Leidenschaft siegt.

Im ersten Feuer, sich ganz seiner Leidenschaft zu weihen, beseligt von dem Gedanken, endlich den Hamlet einmal auf die Bühne bringen zu dürfen, wobei er sich aber zu einer wesentlichen Umgestaltung trotz seines anfänglichen Widerwillens genöthigt sieht (vortrefflich ist es gedacht, daß er gerade bei seinem Lieblingsgedanken zuerst die Nöthigung empfindet, sein unbegränztes Streben zu beschränken), läßt er sich durch nichts, auch nicht durch Philinens Spott und Ungezogenheit*), irre machen, und die geheimnißvolle Art, wie sich der Darsteller des Geistes einführt, wirkt eben so spannend als sein wirkliches Erscheinen ihn wundervoll erschüttert. Die durch den zurückgelassenen Schleier beabsichtigte Wirkung, daß Wilhelm sofort die Bühne verlassen werde*), konnte aber nicht in Erfüllung gehn; erst das spätere ganz gemeine Treiben der Schauspieler und die Erfahrung, wie urtheilslos die Zuschauer seien, können ihm die Bühne gründlich verleiden. Zunächst wirken die bedeutenden Ereignisse, in deren Folge Felix

) Wenn Philine V, 10 behauptet, sie ließen den schönsten Gedanken aus Hamlet weg, so ist hierbei das gemeint, was der sich wahnsinnig stellende Hamlet Ophelien gegenüber (III, 2) als einen schönen Gedanken bezeichnet. Das Lied, welches sie darauf singt, steht hiermit in Zusammenhang. Ueber die Aeußerung, daß die Nacht die schönste Hälfte des Lebens sei, vgl. die Erläuterungen zu Hermann und Dorothea S. 92).

**) So wird dies VIII, 5 dargestellt, aber ohne Zweifel gegen den ursprünglichen Zweck; denn der Abbé konnte eine solche Wirkung unmöglich hoffen, vielmehr beabsichtigte er damit nur einen Wink, wie er solche auch bei den beiden ersten Gelegenheiten gibt, wo er mit Wilhelm zusammenkommt.

ihm näher gerückt, der Harfner aber einem Landgeistlichen übergeben werden muß, einigermaßen ablenkend, nicht weniger die aufregende Nachtszene mit Philinen, welche auf Mignon einen so gewaltigen Eindruck übt, und die eitle, durch Philinen mit grausamem Scherze genährte Hoffnung, Marianen wiederzufinden. Indessen kann er doch nicht ablassen, mit Serlo vereint, alles zur Hebung des Schauspiels zu thun, besonders da unter den Schauspielern selbst der lobenswürdigste Eifer herrscht und es auch nicht an lebhafter Theilnahme und Anerkennung der Zuschauer fehlt. Allein nicht lange dauert es, so wendet dieses, wie es zu geschehn pflegt, nicht dem Verdienste, sondern den Personen seinen Beifall zu; darüber kommt es zu innerlichen Unruhen und manchem Mißvergnügen, und da Wilhelm, der die Rolle eines Regisseurs übernommen, auf gewisse äußerliche Dinge streng halten zu müssen glaubt, so bezeigen die meisten Schauspieler sich unartig gegen ihn. In kurzem ist das ganze Verhältniß, das eine Zeit lang sich wirklich in einer gewissen geistigen Höhe gehalten hatte, so gemein geworden, wie nur irgend bei einer wandernden Truppe, so daß Wilhelm, der seinen angestrengten Eifer der Sache gewidmet und sich vollkommen zu dieser Thätigkeit ausgebildet hat, sich in trüben Stunden selbst gestehn muß, es könne kein undankbareres Geschäft geben. Noch unangenehmer wird die Sache, als während einer kurzen Abwesenheit Wilhelms, der bei einfallender Landestrauer seinem bei einem Landgeistlichen untergebrachten Harfner einen Besuch gemacht, Melina sich heimlich mit Serlo gegen Wilhelm verbunden hat, deren Betragen ihre Gesinnungen gegen ihn nicht undeutlich zu erkennen gibt. Seine letzte Stütze sinkt, als der Tod die unglückliche Aurelie bald darauf ihren Leiden entrückt. Durch den ernsten Auftrag der Sterbenden wird Wilhelm ganz unerwartet, nachdem ihm die Bühne völlig

verleidet worden, da sie ihm das gerade Gegentheil von reiner Bildung und erhebender Wirkung gezeigt, mit dem Kreise in Verbindung gesetzt, worin er sich selbst und das Glück seines Lebens finden soll. Und wunderbar genug ist dieser Kreis ihm schon durch die Bekenntnisse einer schönen Seele nahe gerückt, die, wie sie Aureliens heftiges und trotziges Wesen heilsam linderten, so auf unsern Freund fördernd wirkten, besonders durch die Reinheit des Daseins nicht allein dieser der Vereinigung mit Gott sehnsüchtig zugewandten Seele selbst, sondern auch alles dessen, was sie umgab, wie durch die Selbständigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in sich aufzunehmen, was mit ihrer edlen, liebevollen Stimmung nicht übereinstimmte. Wie hätten seine eigenen Zustände, die Gemeinheit seiner Umgebung, sein unselbständiges Anlehnen sich ihm schärfer als in diesem reinen Bilde wiederspiegeln können!

Wilhelm hat sich in der Absicht auf den Weg gemacht, über Aureliens untreuen Freund ein strenges Gericht zu halten, obgleich er von dessen Verhältniß zu dieser nur die einseitige Darstellung der Unglücklichen kannte, ohne, indem er Philinens leichtfertigem Verdacht folgt, gerade des Hauptpunktes sich zu vergewissern, und er hat zu diesem Zwecke sich eine gar gefühlvolle Rede ausgedacht. Auf diesem einen so bedeutenden Wendepunkt seines Lebens begründenden Wege begegnet ihm wieder der Geistliche, der sich bei der von der Gesellschaft der Schauspieler unternommenen Wasserfahrt zu ihm gesellt hatte. Diesem muß er gestehn, die Zeit, die er mit den Schauspielern zugebracht, komme ihm jetzt wie ein unendliches Leeres vor, nichts sei ihm davon übrig geblieben. Doch der Geistliche bemerkt treffend, alles, was uns begegne, lasse Spuren zurück, alles trage zu unserer Bildung unmerklich bei, nur sei es gefährlich, sich darüber Rechen=

schaft zu geben, da man dabei entweder stolz und lässig oder niedergeschlagen und kleinmüthig werde, was beides für die Folge hinderlich sei; das Sicherste bleibe immer, nur das Nächste zu thun, was vor uns liege. So weist auch in diesem bedeutenden Umschwunge der Abbé den Freund zurecht, dessen edler Bildungstrieb ihm seine Gunst gewonnen hatte.

Beim Ueberreichen des Briefes an Lothario*) findet er sich am Vortrage seiner vorwurfsvollen Rede gehindert, und als ob das Haus selbst, in welches er getreten, ihm eine reinere Anschauung gegeben, fühlt er, wie sehr es ihm Noth thue, seine eigene Lage zu bedenken, worauf ein ahnungsvoller Traum ihm die Amazone vorführt, die den kleinen Felix rettet und ihn selbst von der Verfolgung Marianens liebevoll zurückhält. Am folgenden Morgen kehrt Lothario aus einem Zweikampf verwundet zurück. Hat auch Lydiens wunderbares Erscheinen Wilhelm stutzig gemacht, so fühlt er sich doch durch Lotharios edle Gesinnungen erhoben, und wie beschämt wird er, als er vernimmt, die Gräfin, die er so unglücklich gemacht hat, sei eine Schwester Lotharios, den er mit solchen Vorwürfen überhäufen wollte! Wie treffend wirkt dieser Zug! Jarno, welchen er hier wiederfindet, schont ihn auch jetzt nicht, dennoch fühlt er Vertrauen zu dem Manne, in dem er einst einen Werber gesehen hatte, so daß er ihm seine Geschichte mit der Amazone entdeckt, nach welcher er sehnsüchtig verlangt; der Freund, der so vieles wisse, wie er zu seiner Beschämung erfahren, werde ihm auch hierüber vielleicht Auskunft

---

*) Auffallend ist die italienische Namensform bei einem so deutsch gesinnten Manne. An der ersten Stelle, wo der Name genannt wird (IV, 16), heißt er Lothar. Lothario ist wohl der III, 7 gemeinte Vetter der Grafen.

geben können. Dieser belebt seine Hoffnung, ohne sich weiter einzulassen, überrascht ihn aber darauf mit einem bedenklichen Auftrage, gegen welchen sich sein Herz stemmt, da es gilt, eine leidenschaftliche Geliebte unter falschem Vorwand zu entfernen; hat er ja bisher immer geglaubt, es führe zu weit, beginne man einmal, eines guten Zweckes wegen zu betrügen. Aber dennoch entschließt er sich diesmal, in einer so wichtigen Sache seiner Neigung zuwider zu handeln, aus Ehrfurcht vor Jarnos Vorstand und aus innigster Neigung zu Lothario, dessen Genesung er in jeder Weise zu befördern wünscht. In Theresen, wozu er Lydien bringt, findet er freilich nicht, wie er nach einer Andeutung Jarnos gehofft hatte, die ersehnte Amazone, aber ihre bewunderungswürdige Klarheit und besonnen geordnete Thätigkeit, das gerade Widerspiel seines eigenen schwankenden und verworrenen Wesens, ziehen ihn mächtig an*); lebhaft stellt er sich vor,

*) In den Worten, mit welchen Therese VII, 6 ihre Maskerade als Jägerbursche entschuldigt: „Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gerne in dieser Weste sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen", steht im zweiten, ohne Goethes Wissen gemachten Drucke Welt, das sich, da Goethe diesen Abdruck bei der zweiten Ausgabe zu Grunde legte, auf alle bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgaben fortpflanzte. Erst M. Bernays entdeckte diese Abweichung. Aber auch Weste scheint kaum richtig, da Goethe zu Bezeichnung des Jägerwammses nur Westchen, nie Weste braucht, und noch weniger anzunehmen, daß er Weste geradezu für Kleid gebraucht. Goethe diktirte wohl in diesem Wesen, das der Schreiber, wie so manches, mißverstand, was der Dichter selbst bei der Durchsicht übersah. Unter diesem Wesen verstand er das Jägerwesen, die Jägerei. Wollte man annehmen, Goethe hätte dem Verleger Weste als Druckfehler angegeben, so daß er wirklich Welt gewollt, so würde er unter der Welt den Wald gemeint haben, der, wie sie weiter unten sagt, der ihr damals besonders liebe Kreis ihrer Thätigkeit war. Könnte man auch unter der Weste die Mannskleider sich denken, so wäre doch der Gedanke schief, da

welche Wonne es sein müßte, in der Nähe eines so ganz klaren, selbstbewußten menschlichen Wesens zu leben, unter deren Aufsicht er sich so gern Mignon und Felix denkt. Wie wenig er für deren Bildung gethan, erkennt er jetzt, bei der immer mehr in ihm auftagenden Besonnenheit, von der er sich in Lotharios Schlosse im Umgang mit jenen einsichtsvollen Männern angehaucht fühlt, wo er zum erstenmal ein Gespräch geführt zu haben glaubte, wo ihm zum erstenmal der eigenste Sinn seiner Worte aus einem andern Munde reichhaltiger, voller und in einem größern Umfange wieder entgegenzutreten schien. Zu Lothario zurückgekehrt, dessen Freunde Lydie ihm vergebens zu verdächtigen gesucht hat, fühlt er sich von immer größerer Verehrung für diesen erfüllt, der ihn über sein Verhältniß zu Aurelien aufklärt, und nachdem er ihm den leichtfertigen Glauben, daß Felix sein Sohn sei, benommen hat, mit Jarno darauf dringt, daß er die beiden Kinder aus der Stadt hole und Felix bei sich behalte, da, was sogar die Frauen an den Männern ungebildet lassen, durch den Umgang mit Kindern ausgebildet werde. Daß Felix Wilhelms und Marianens Sohn sei, war den Freunden wohl bekannt, aber Wilhelm sollte es nicht von ihnen, sondern von der alten Barbara erfahren, die er bei Aurelien gesehen hatte, ohne sie zu erkennen.*) Jarnos scharfes Wort, Wilhelm solle dem Schauspiel entsagen,

---

in dem Nachsatze, „sie wollte sich jene Tage auch auf alle Weise vergegenwärtigen", gerade die dann im Vordersatze schon erwähnten Mannskleider verstanden sind.

*) Dies hat der Dichter auf das glücklichste begründet. Als Wilhelm sie sieht (IV, 15), hat sie entsetzlicher Zahnschmerzen wegen das Gesicht verbunden. Darauf wird sie krank und in ein stilles Quartier gebracht (V, 1), wobei man an einen Einfluß des Abbés und Jarnos zu denken veranlaßt ist, welche die Entdeckung zu verzögern gesucht.

zu dem er doch einmal kein Talent habe, verletzt diesen bitter, nicht als ob der Entschluß, aus den so gemein gewordenen Verhältnissen bei Serlos Gesellschaft zu scheiden, ihm schwer fiele, sondern weil es ihm wehe thut, sich ein Talent abgesprochen zu hören, für dessen Ausbildung er so unendlich viel gethan und dessen Erfolge seiner Eitelkeit schmeichelten. Aber wie viel schmerzlicher muß er sich berührt finden, als er, zur Stadt zurückgekehrt, von der alten Barbara, die ihm Marianens Briefe an ihn mittheilt, der Geliebten Unschuld und Unglück erfährt, die ihm bis zuletzt unter allen Entbehrungen treu geblieben und ihm in Felix ein Pfand ihrer Liebe hinterlassen habe. Aber Wilhelm läßt sich diesmal von seiner gutmüthigen Leichtgläubigkeit nicht unbesonnen hinreißen; denn wie sehr ihn auch Marianens Briefe von ihrer schmählich von ihm verrathenen Treue überzeugen, der Alten traut er keineswegs, und so wagt er nicht sich ganz dem froh erhebenden Vatergefühl hinzugeben, wie sehr er auch wünscht, sich dieses unschätzbare Gut zueignen zu dürfen. Da Mignon sich nicht von Felix trennen will, so sendet er beide durch die Alte zu Theresen, die ihm immer werther wird, seit er das Kind, das er noch nicht sein zu nennen wagt, sich in ihrer Gesellschaft denkt. Von Serlos Bühne war er eigentlich, ohne es zu wissen, schon abgeschieden; niemand dachte mehr daran, daß er seinen vorigen Platz wieder einnehmen wolle, und ihm selbst wäre es unmöglich gewesen, nochmals aufzutreten, wie einige Stimmen wünschten. Von den Schauspielern war keiner, der sich ihm zu Dank verpflichtet fühlte; Frau Melina allein erkannte, was sie ihm schuldete. Wilhelm wandte sich mit besonnenem Blicke entschieden der Zukunft zu, welche ihm in der Verbindung mit trefflichen Männern eine reine und sichere Thätigkeit versprach: alle seine Träume lagen hinter ihm, die reine

Wirklichkeit stand lebendig vor seinen Blicken, er fühlte, daß diese der Boden sei, auf dem er sein Glück gründen müsse, und daß er hierin der bisher vernachlässigten äußern Mittel bedürfe. So war er nach manchen träumerischen Irrungen dem wirklichen Leben gewonnen, wozu die Freunde ihm entschieden Glück wünschen durften. Die ganze Freisprechung von den Lehrjahren ist nur eine dieses bekundende feierliche Förmlichkeit, wovon die Grundzüge, wie Jarno VIII, 5 berichtet, aus einem frühern ernstlich gemeinten Geheimorden hergenommen sind. Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts neigte sich mit wunderlicher Vorliebe zu solchen Orden hin, womit es manchen, die ein edles Ziel verfolgten, ernstlich gemeint war, aber meistentheils benutzten Betrüger diesen Trieb nach höherer Weisheit, um mit ihren Vorspiegelungen Unkundige zu täuschen. Man erinnere sich des zu Jena im Anfang der sechziger Jahre als Betrüger verurtheilten Johnson, der die Gründung eines Ritterordens vorgab, des Freiherrn von Hund, des Tempelritterordens zu Wetzlar, dessen Mitglied auch Goethe war. Wie sehr das schwärmerische Geheimtreiben solcher Verbindungen damals die Köpfe verwirrte, zeigt das Beispiel Hippels, der, endlich enttäuscht, diese Zeitkrankheiten in seinen Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z (1793) geißelte. Goethe, der schon als fünfzehnjähriger Knabe in die sogenannte arkadische Gesellschaft zu Philandria aufgenommen zu werden gewünscht hatte, war später selbst Mitglied des Freimaurer- und Illuminatenordens, ohne aber hinter diesen Verbindungen einen höhern Sinn, eine geheime Weisheit zu suchen. Etwas länger als ein Jahr war er im Freimaurerorden, als er vom Meister vom Stuhle „zum Meistergrade heraufgeführt“ zu werden verlangte. Zu Rom rief er dem an den Orden glaubenden K. Ph. Moritz die bedeutsamen Worte zu: „Mein Gott! und auch Sie können

noch so schwach sein, darin etwas zu suchen?" Hier deutet der Dichter offenbar auf den Wahn derjenigen, die von Geheimorden in jugendlich leichtgläubiger Hingabe etwas mehr als gewisse menschlich schöne, in bedeutsame Gebräuche gehüllte Bestrebungen erwarten. Jeder bedeutende Wendepunkt des Lebens sollte den Menschen in sich treiben, ihn zu einem Rückblick auf die Vergangenheit, zu ernsten Betrachtungen und Vorsätzen veranlassen; nichts anderes sollen die Förmlichkeiten, womit die Freunde hier den ernst und besonnen den Boden der Wirklichkeit betretenden Wilhelm Meister überraschen, indem sie ihn einen Blick auf die zurückgelegte Bahn werfen lassen und ihm ernste Gedanken über die Kunst, die ihn so lebhaft anzieht, und das Leben vorlegen. Auch ist die ganze Einwirkung des Bundes eine durchaus natürliche. Der Abbé hat sehr früh regen Antheil an unserm Helden genommen, den er als Knaben im Hause des Großvaters kennen lernte; später begegnete er dem Jüngling in jener bedeutenden Nacht, und dann weiter mehrfach auf seinen Friedrichs wegen angestellten Wanderungen, da dieser sich von Philinens Zauberkreise angezogen fühlte. Ueberall sehen wir den Abbé bestrebt, ihm ein treffendes Wort zu sagen, in der Hoffnung, dieses werde nicht ohne Wirkung bleiben, während Jarno schärfer auf ihn eindringt. Schiller war sehr im Irrthum, wenn er eine ganz bestimmte Abgränzung des Begriffes der Lehrjahre dringend verlangte, so daß hierin der philosophische Gehalt des Romans ausgesprochen würde, und Goethe hätte ihm hierin noch weniger Folge leisten sollen, als er wirklich gethan. Wilhelm ist zu jener Besonnenheit gelangt, welche, allen Traumbildern ahnungsvollen Dranges entsagend, sich auf den Boden der Wirklichkeit stellt, sich klarer, entschiedener Thätigkeit gefaßt zuwendet, wovon er den Freunden gleich in der ersten Frage, die er nach

der feierlichen Handlung an sie richtet, gleichsam sein Probestück ablegt. Man hat die Frage, ob Felix wirklich sein Sohn sei, lächerlich finden wollen, als ob die Freunde ihm darauf unmöglich eine genügende Antwort geben könnten: allein Wilhelm zweifelt keineswegs an der Wahrheit von Marianens Betheurung, daß das Kind sein sei, welches sie unter dem Herzen trage, er fürchtet nur, Barbara habe seinem vielleicht längst gestorbenen Kinde aus eigennützigen Zwecken ein anderes untergeschoben, und daß jene Männer, die von so manchen ihn betreffenden Dingen auf das beste unterrichtet waren, ihm darüber vielleicht Auskunft geben könnten, durfte er hoffen. Daß er diese Frage vor allem thun werde, da, war Felix sein Sohn, die im neu begonnenen Leben ihm zunächst am Herzen liegende Sorge die Erziehung dieses vom Glück ihm erhaltenen Pfandes seiner leidenschaftlichen Jugendliebe sein müsse, hatten die Freunde wohl erkannt, und diesen deshalb von Theresen auf Lotharios Schloß bringen lassen.

Seine erste Sorgfalt gilt auch wirklich dem Knaben, in welchem er sich neu aufleben fühlt, während sich zu derselben Zeit der Güterkauf entscheidet. Wilhelm, der sich ganz unerwartet dabei betheiligt findet, freut sich um des Knaben willen recht lebhaft des zu erwerbenden Besitzes. Wie innig erkennt er jetzt die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten! wie sind mit dem Gefühl des Vaters auch alle Tugenden eines Bürgers in ihm hervorgetrieben! wie tief empfindet er, daß die Natur uns den einzig wahren, durch die seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft verlegten Bildungsweg führe! Die Forderung, für die Ausbildung des Knaben Sorge zu tragen, drängt sich ihm um so gebieterischer auf, als er zu seiner größten Beschämung sich

gestehn muß, daß er Mignons Bildung vernachlässigt habe, die er, trotz ihres regen Bildungstriebes, ganz sich selbst und allen Zufälligkeiten überlassen, denen sie in einer ungebildeten Gesellschaft nur ausgesetzt sein konnte. „Es ist nicht mehr Zeit", ruft er sich zu, „daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer vergeudest; nimm dich zusammen, und denke, was du für dich und die guten Geschöpfe zu thun hast, welche Natur und Neigung fest an dich knüpfte". So drängt es ihn denn zunächst, diesen eine Mutter zu suchen, die sein Verstand in Theresen gefunden zu haben glaubt. Mit höchster Besonnenheit und Freiheit will er Theresen seine Hand anbieten; allein gerade in diesem ersten bedeutenden Schritt, worin er die endlich gewonnene Besonnenheit zu bewähren denkt, geht er irre, da er die hier vor allem entscheidende Stimme des Herzens, welche ihn früher immer leidenschaftlich hingerissen hatte, zur Unzeit ganz vernachlässigt. Wie aber durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen Wilhelm von Theresen abgezogen und die so glühend ersehnte Amazone ihm zugeführt wird, hat der Dichter auf meisterhafte Weise im achten Buche dargestellt, in welchem auch Mignon und der Harfner ihrem unglücklichen Loose zum Opfer fallen, so daß Wilhelm von diesen beiden für ein glückliches Zusammenleben mit ihm verlorenen Wesen befreit wird, mit deren Schicksal er sich in jener verworrenen Zeit, die jetzt wie ein wüster Traum hinter ihm liegt, von herzlichstem Antheil fortgerissen, unglücklich belastet hatte. Vortrefflich ist es erfunden, daß gerade das Leben des Knaben Nataliens knospende Liebe zu Wilhelm erschließt. Dieser fühlt sich durch das grausame Spiel, welches sich die Freunde, da sie ihm jetzt Theresen entreißen wollen, scheinbar mit ihm erlauben, tief verletzt; seinen Unmuth nähren diese ab-

sichtlich, da sie darin das einzige Mittel finden, die Stimme des Herzens, die er in leidenschaftlicher Hast, mit reiner Besonnenheit zu handeln, ganz überhört hatte, immer lebhafter in ihm wach zu rufen. Schon beim ersten Anblick Nataliens hatte er sich zu ihr inniger als zu Theresen hingezogen gefühlt; dieses Gefühl steigert sich in ihm, so daß es ihn mit Entsetzen erfüllt, als er Theresens Einwilligung erhält; jetzt erkennt er auf das deutlichste, daß nur die väterliche Liebe es gewesen, welche die Gestalt einer Neigung zu Theresen angenommen, daß sein ganzes Herz der von reinster, mildester, liebevollster Weiblichkeit strahlenden Natalie gehört. Allein seine Besonnenheit spielt ihm zum zweitenmal einen bösen Streich, als in dem Augenblicke, wo in seinem Herzen alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten, er sich zur Flucht genöthigt glaubt, da er verzweifelt, die Hand der edlen Freundin zu gewinnen, von der, wie er wähnt, die Schranken der Geburt ihn auf ewig trennen. Doch zu seiner höchsten Freude soll er erfahren, daß die Stimme des Herzens, welcher er jetzt zu wenig zutraute, da sie ihm früher alles gegolten hatte, sich durch solche Aeußerlichkeiten nicht mehr beirren läßt, daß solche Vorurtheile der fortgeschrittenen Zeit zum Opfer gefallen. Therese selbst und die Freunde sind von der Zusammengehörigkeit beider durchdrungen, deren Aehnlichkeit erstere selbst schon früher in dem Briefe an Natalien VIII, 4 ausgesprochen, und sie warten darauf, daß Nataliens Herz sich erklären werde. Nachdem der tolle Friedrich durch seine possenhafte Anspielung auf Wilhelms Liebe diesen in die schrecklichste Verlegenheit gesetzt, so daß er Lothario dringend beschwören muß*), ihm die Entlassung aus einem Hause zu er-

*) Schon als ihm die Gewißheit aufgegangen, Therese sei für ihn ver-

wirken, worin er wider Willen das Gastrecht so freventlich verletzt habe, verkündet dieser ihm sein unerwartetes Glück, das er mit nichts in der Welt vertauschen möchte. So ist ihm denn in Natalien die ihm ganz zugebildete Gattin zu Theil geworden, in deren Besitz er des Lebens vollen Genuß finden wird; er ist zur wahren, die Wirklichkeit zum Ausgangspunkt nehmenden Besonnenheit gelangt, aber auch die Stimme des Herzens wird er nicht überhören, deren ewiges Recht sich ihm gerade jetzt so wunderbar offenbart hat; Verstand und Gefühl werden hinfort als leitendes Zwillingsgestirn seiner Bahn leuchten. Wie Wilhelm sich zu geistiger Ausbildung gedrängt fand, die er auf falschem Weg erstrebte, so ist dagegen Natalie reinster menschlicher Förderung ihrer ganzen Umgebung zugewandt; ihr Leben und Sein ist ein unaufhörliches Wirken in diesem edlen, allbeglückenden Sinne. Sie selbst bemerkt gegen Wilhelm, sie habe von frühester Jugend auf ein unüberwindliches Verlangen empfunden, die Bedürfnisse der Menschen auszugleichen. „Das Kind, das noch nicht auf seinen Füßen stehn konnte, der Alte, der sich nicht mehr auf den seinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen, die ihrigen zu erhalten, jedes stille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlage zu hundert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, diese überall zu entdecken schien mein Auge von der Natur bestimmt. — Die Reize der leblosen Natur hatten keine Wirkung anf mich, beinah noch weniger die Reize der Kunst; meine angenehmste Empfindung war es und ist

---

loren, hatte er eine solche Bitte an Jarno gestellt (VIII, 6 zu Ende), welche dieser aber, da er von Wilhelms Liebe zu Natalien überzeugt ist, wie sehr Wilhelm solche auch zu verbergen sucht, absichtlich unbeachtet läßt.

es noch, wenn sich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darstellte, sogleich im Geiste einen Ersatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden." So hat sie denn jetzt die Erziehung solcher Mädchen übernommen, an denen sich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt. Ihr Bild schwebt uns schon aus den Bekenntnissen ihrer Tante lebhaft vor, welche von ihr berichtet: „Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche, auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und ebenso konnte sie ruhig, ohne Ungeduld bleiben, wenn sich nichts zu thun fand." Das ist gerade dasjenige, was Wilhelm abging, der sich von leidenschaftlichem Drange zu allerlei Irrwegen hinreißen ließ, da ihm die Kenntniß der Welt verschlossen blieb, er nur in sich und den Gebilden seiner Einbildung lebte; jetzt zur Besonnenheit gelangt, wird er, mit Natalien vereint, sich der schönsten menschlichen Förderung zuwenden. Hierauf deutet auch Lothario hin, wenn er ihn zu gemeinsamer Thätigkeit mit warmen Worten also auffordert: „Lassen Sie uns, da wir einmal so wunderbar zusammenkommen, nicht ein gemeines Leben führen; lassen Sie uns zusammen auf eine würdige Weise thätig sein! Unglaublich ist es, was ein gebildeter Mensch für sich und andere thun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von vielen zu sein, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was sie doch alle gerne thun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen." Hier hat Wilhelm eine seiner würdige Thätigkeit gefunden, bei welcher auch sein Streben nach reiner Bildung sich bethätigen und er-

füllen kann. Und nicht vergebens hat ihn das Schicksal jetzt zum Mitbesitzer des Hauses des Oheims gemacht, wo alles den reinsten, schönsten und würdigsten Sinn athmet, dieses Tempels edelster Kunst. Hatte der Oheim geäußert, er werde sein Haus nur einer Person überlassen, die zu erkennen, zu schätzen und zu genießen wisse, was es enthalte, und die einsehe, wie sehr ein Reicher und Vornehmer, besonders in Deutschland, Ursache habe, etwas Mustergültiges aufzustellen, da er die hohe Wirkung reiner Kunst auf die Gesammtbildung tief erfaßt hatte, so sollte dies nicht sowohl bei Natalien, welche keine Beziehung zur Kunst hat, als bei Wilhelm zutreffen, dessen Sinn sich dieser neuen Welt, von welcher ein Theil aus der Hinterlassenschaft seines Großvaters stammt, mit innigstem Eifer zuwenden wird. So ist für ihn in jeder Weise bestens besorgt; seine Thätigkeit hat einen reichen Wirkungskreis, sein Bildungstrieb und seine Kunstliebe *) einen edlen, an wahrem Genuß unerschöpflichen Spielraum, sein Herz ein treuliebendes, für ihn geschaffenes Weib und innigst verbundene Freunde gefunden.

Je fester und dauernder das Glück Wilhelms gegründet ist, um so unangenehmer wirkt es, daß dieser nun doch noch, wie uns der tolle Friedrich andeutet, in zwei Tagen abreisen soll, und zwar bloß um dem Gerede zu entgehn. Wie wäre eine Trennung von Natalien oder nur ein längeres Verlassen des Kreises ihm möglich, wo eine so schöne Thätigkeit sich seinem be-

*) Daß er kein Talent zum Schauspieler hat, erkennt er jetzt nach Jarnos wiederholter scharfer Hinweisung (VII, 7. VIII, 5) stillschweigend an, dagegen ist ihm der reine Sinn für die Schönheit bildender Kunst, dessen Mangel I, 17 sich ausspricht, in dem herrlichen vom Oheim geschaffenen Kunsttempel aufgegangen, nach der auf Schillers Mahnung (vgl. oben S. 34) VIII, 5 eingeschobenen Stelle.

sonnenen Wirken eröffnet! Es ist dies eine der höchst unglücklichen „Verzahnungen", zu welchen sich der Dichter noch zuletzt verleiten ließ. Fast ebenso verfehlt scheint uns die Erdichtung eines Weltbundes, der aus dem alten Thurm ausgehn soll (VIII, 7), gleichfalls eine zum Zwecke einer Fortsetzung eingefügte Verzahnung. Vgl. oben S. 35. 38. Auch sonst findet sich im achten Buche einiges Anstößige, was zum Theil die Folge der den Dichter zuletzt verwirrenden Verhandlungen mit Schiller war. Der VIII, 3 geäußerte Widerwille gegen den Abbé scheint uns dort gar nicht an der Stelle, wogegen er später, wo die Verbindung mit Theresen durch die Verbündeten des Thurms in Frage gestellt ist, sich ganz gerechtfertigt zeigt. Auch alles, was Jarno VIII, 5 von den Worten an „Die Neigung der Jugend zum Geheimniß" im Lehrbrief Wilhelms weiter liest (hier folgte Goethe wieder dem Rathe Schillers), ist wenig an der Stelle, und genügt die einfache, von Wilhelms lebhafter Einsprache unterbrochene Erzählung vollkommen; selbst die kurze Erinnerung an die Lehrjahre (VIII, 1): „In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt", wünschten wir vermieden. Auch an Widersprüchen fehlt es nicht. Von einer Sendung eines Porträts nach Hause, der Werner VIII, 1 gedenkt, war früher nichts erwähnt; die dort bezeichnete Tracht hatte er erst angelegt, als er den Brief nach Hause gesandt, welchem er allenfalls ein solches hätte beifügen können. Daß Mignon in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten mit Inbrunst geküßt (VIII, 8), widerstreitet der Erzählung ihres Todes (VIII, 5). Die Erlaubniß des Markese Cipriani, Wilhelm möge nur seinen Knaben mitnehmen (VIII, 10), kommt hier nach seinen frühern Worten an Wilhelm selbst (VIII, 9) wenigstens höchst sonderbar; an ersterer Stelle wäre die bezügliche Aeußerung zu streichen gewesen. VIII, 2 möchte man gern erfahren, wie denn

Mignon, welche zu Theresen geschickt worden war, zu Lotharios Schwester gekommen, bei welcher wir sie plötzlich finden — ein leicht zu hebender, nur aus Versehen hervorgegangener Mißstand.

Wilhelms Charakter findet seinen vollsten Gegensatz in der lustigen Natur Friedrichs. Wenn jener von lebhaftestem Drange nach reiner Ausbildung getrieben wird, so ist der blonde Friedrich die verkörperte Leichtfertigkeit und tolle Flüchtigkeit, welche nur in der leidenschaftlich verfolgten Liebe zu der ganz für ihn geschaffenen, dem augenblicklichen heitern Genusse hingegebenen Philine Beständigkeit bewährt. Natalie, die Friedrichs wildtolles Wesen gar nicht versteht (vgl. VIII, 6. 7), spricht die Furcht aus, dieser dürfte vielleicht ein Opfer der pädagogischen Versuche des Abbés werden, der, da er der Ueberzeugung lebt, man müsse den Irrenden seinen Irrthum aus vollen Bechern schlürfen lassen, um ihn zur Besonnenheit zu bringen, diese lose, lockere Natur nicht abgehalten hatte, nach Laune in der Welt herumzufahren, ohne ihn aber je ganz aus den Augen zu verlieren. An ihm gibt es nichts auszubilden als die angeborene Lustigkeit, welche das Leben nur als einen Spaß betrachtet; jede ernste Beschäftigung ist seinem Wesen durchaus zuwider, der Ernst kann bei ihm nur eine Folge der Langeweile*) und bitterer Lebenserfahrungen sein.

*) Vortrefflich ist dies angedeutet in der Art, wie er sich seine windbeutelnde Gelehrsamkeit erworben hat. Unter den zufällig ihm in die Hände gefallenen Büchern, aus denen er sich diese erworben, werden außer der Bibel genannt J. L. Gottfrieds (sein eigentlicher Name war J. Ph. Abelin) historische Chronika (bis zum Jahre 1750) in drei Folianten (1743—1749), zwei Bände des von demselben Abelin begonnenen Theatrum Europaeum oder wahrhaftige Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten, das in einundzwanzig Folianten die Jahre 1617 bis 1718 umfaßt, die Acerra

Das Leben selbst wird ihm den einzigen ihm möglichen Halt geben, und so ist für seine Entwicklung in der Verbindung mit der gleich leichtfertigen Philine, die den tollen Springinsfeld zu fesseln gewußt hat, aufs beste gesorgt. Die Beschreibung seines häuslichen Glückes VIII, 6*) bildet den köstlichen Gegensatz zu dem reichen Segen, dessen sich Wilhelm am Schlusse zu erfreuen hat.

Von gleich edlem Drange wie Wilhelm ist Lotharios würdiges Wesen belebt, dessen Sinn seit seiner ersten Zeit auf tüchtiges Wirken nach außen gerichtet war. Die schöne Seele bemerkt von diesem ältesten Sohne ihrer Schwester, daß er nichts so sehr geliebt habe als das Gewehr, doch sei er in seinen Handlungen und seinem ganzen Wesen sanft und verständig gewesen. In früher Jugend hatte sein Herz ernstliche Neigung zu einer jungen Pachterstochter gefaßt, die man aber zeitig entfernt hatte. In ahnungsvollem, auf Erreichung schöner, hoher menschlichen Zwecke

---

philologica von 700 Historien (1743; die erste Ausgabe dieser von Peter Lauremberg 1633 veranstalteten Sammlung hatte nur 200 Geschichten) und Andreae Gryphii deutsche Gedichte (in der vollständigen Ausgabe in drei Bänden), unter denen die dramatischen Arbeiten, vor allen die mit Abenteuerlichkeiten und Gräßlichkeiten überfüllten Trauerspiele, am bedeutendsten sind. Man vergleiche Goethes Aeußerung im ersten Buche von Wahrheit und Dichtung, wo aller dieser Werke, mit Ausnahme des Gryphius, als seiner Knabenlektüre gedacht wird.

*) In den Worten: „Schnell dreht sie das andere herum" (S. 341), ist wohl sich zu lesen; freilich kann man unter sie die Sanduhr verstehn, aber es ist doch nicht wahrscheinlich, daß der Lesende selbst sich die Sanduhr in Gang bringt. Vgl. Goethes Brief aus Venedig von 3. Oktober 1786. Das erste das andere würde den Gegensatz zu dem bilden, der die Sanduhr setzt, sich drehen auf das Umwenden zum Tische bilden, auf dem die Bücher liegen.

hindeutendem Drange hatte er sich mit einigen Freunden zu einer geheimen Gesellschaft verbunden, welche ihren Sitz in seinem unregelmäßig gebauten, aber zu Wirthschaftszwecken und jeder Bequemlichkeit trefflich eingerichteten Erbschlosse hatte. Seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern, hatte er sich auf Reisen begeben, wo er sich mit einer geistreichen, vielbegabten, alle Herzen bezaubernden Frau verging, deren Mangel an edler Herzlichkeit, gemüthlicher Weiblichkeit und reinem Lebenssinn ihm nur kurze Zeit entgehn konnte. Begeisterung, für die Freiheit zu kämpfen, übermächtiger, nach Gefahren dürstender Muth und das Verlangen, die ferne neuaufstrebende Welt zu schauen, hatten ihn mit einigen Franzosen unter die Fahnen der vereinigten Staaten getrieben, wo er mit Auszeichnung kämpfte. Allein bald fühlte er, daß das rauhe Kriegshandwerk sein Streben nach edler, das wahre Wohl der Menschheit fördernder Thätigkeit nicht erfüllen könne, daß das Gerathenste für den Menschen sei, auf das Nächste mit besonnener Klarheit und ruhiger Sicherheit zu wirken, und so war er, nachdem er einen Theil seines Vermögens der Sache der Freiheit geopfert, nach Deutschland zurückgekehrt, um hier in seinem Hause, in seinem Baumgarten zu wirken und mitten unter den Seinigen das Glück zu finden, das er vergebens im fernen Lande gesucht. Gleich nach der Rückkehr hatte ihn Aureliens leidenschaftlich für alles Schöne und Edle begeistertes Wesen mächtig angezogen, ja er hatte sich zu liebevollster Neigung hinreißen lassen, allein die wilde Glut, womit das in gierigen Wonnetaumel aufgelöste Weib ihn überströmte, stieß ihn zurück. Wie hätte ihn, dessen Pläne jetzt, nachdem er dem Soldatenstand auf immer entsagt hatte, auf eine möglichst vielen förderliche Thätigkeit als umsichtiger Gutsherr gerichtet waren, eine solche nur in ausschweifender Leidenschaft schwelgende Frau

beglücken können! Eben so wenig vermochte er auf den Wunsch des Oheims einzugehn, der ihm eine reiche Gattin zuzuführen gedachte. War auch sein Gut verschuldet, so fühlte er doch in sich die Kraft, durch besonnene Verwaltung desselben, so wie durch glücklichen Ankauf und beste Bewirthschaftung anderer Güter an der Seite einer von gleichem Sinne und gleicher Thätigkeit beseelten Frau sich leicht emporzuhelfen. Eine solche Frau glaubte er in Theresen gefunden zu haben, in deren Besitz er den Himmel nicht eines schwärmerischen Glückes, sondern eines sichern Lebens auf der Erde hoffen durfte, Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringste, und eine Seele, fähig, das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen. Allein das Schicksal schien ihm dieses Glück zu mißgönnen, indem es jene Jugendverirrung mit der schönen Frau dazwischen schob. In der Verzweiflung über diesen unendlich schweren Verlust sehen wir selbst einen so gefaßten Mann wie Lothario unstet umherschwanken, so daß er dem Andrängen Lydiens nicht widersteht, die, von leidenschaftlichster Hast getrieben, ihn in seinem Schloß aufsucht und zugleich in ein kleines Abenteuer mit einer andern Dame von heftiger Gemüthsart verwickelt wird: allein aus diesen Irrungen wird er durch die Entdeckung gerettet, daß Therese nicht die Tochter der Frau von Saint Alban ist, und so seinem Glücke im Besitze der mit besonnenster Klarheit ersehnten Geliebten kein Hinderniß entgegensteht. Wie Wilhelm durch das Schauspiel, so ist Lothario durch den Soldatenstand durchgegangen, welchen der deutsche Adel des vorigen Jahrhunderts für die einzige seiner würdige Stellung hielt; bald aber ist er zur Ueberzeugung durchgedrungen, daß sein Streben nach tüchtigem Wirken nicht im zerstörenden Kriege, sondern in der fördernden Thätigkeit eines vorsorgenden Gutsherrn Befriedigung finde, der den reichsten Segen

auf Mit- und Nachwelt zu verbreiten bestimmt ist, wie er dies so treffend in der letzten Rede an Wilhelm ausspricht. Frei von jedem Vorurtheile des Adels, jenen hohen schönmenschlichen Grundsätzen herzlich zugethan, zu denen sich manche Fürsten und Vornehme in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekannten, wie der Herzog Peter von Oldenburg, der Markgraf Karl Friedrich von Baden, Kaiser Joseph, ein Bernstorff in Holstein, ein Auerswald in Ostpreußen, bemerkt er das tiefe Unrecht und die drohende Gefahr der Grundsteuerbefreiung und des Erstgeburtsrechtes; gern ist er bereit, von gewissen Rechten gegen seine Landleute abzustehn, die ihm zwar einträglich sind, aber nicht unentbehrlich, wogegen sein Verzicht in der Billigkeit gegründet ist und von dem Wunsche geboten wird, das Glück derjenigen zu heben, die mit ihm und für ihn arbeiten*); nicht im äußern Schein sucht er sein Glück, sondern in gutem Bewußtsein und häuslichem Frieden. So erscheint er, wenn sein Leben auch von Irrungen eben so wenig frei war wie das seines bürgerlichen Freundes, als ein Muster eines des Namens würdigen deutschen Edelmannes, der die trennenden Schranken der Geburt nicht anerkennt, sondern den Werth des Menschen im wahren Verdienst, in einer edlen, sich und andere auf dem mühevollen, aber lohnenden Pfade des Lebens fördernden Thätigkeit findet. Ein Deutscher ist er im vollsten Sinne des Worts durch seine ruhige Besonnenheit, seinen klar umschauenden Sinn, seine herzliche Biederkeit, seine Liebe für das große deutsche Vaterland, das, recht geleitet, dem höchsten und edelsten Erfolge sicher entgegenschreite.

---

*) In diesem Sinne hatte der Justizrath von Münchhausen 1793 eine Schrift vom Lehns- und Dienstmann erscheinen lassen, und an manchen ähnlichen Stimmen fehlte es nicht.

Welche hohe Ansicht von den Deutschen hatte er der ihr Vaterland verachtenden Aurelie eingepflanzt (IV, 16 zu Ende), und wenn Therese, als sie im Jägerkleide, worin sie so oft ihrem Lothario auf der Jagd gefolgt war, unter einer großen Eiche ihr Verhältniß zu diesem ihrem neuen Freunde mittheilen will, mit den Worten beginnt: „Hier unter diesem deutschen Baume will ich Ihnen die Geschichte eines deutschen Mädchens erzählen", so spricht Lotharios in ihr geweckte Liebe zu dem edlen deutschen Volke aus dem Munde der nichts weniger als empfindsamen Freundin uns hier wundervoll an*). Ja Lothario, in dessen bewunderndem Lobe sich alle Stimmen vereinen, ist nicht allein durch Geburt, sondern auch durch den Adel seines ganzen Wesens ein Edelmann, werth, Nataliens Bruder zu sein, die gestehn muß, durch ihn allein habe sie empfunden, daß das Herz gerührt und erhoben werden, auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl sein könne, das über alles Bedürfniß hinaus befriedige. Auch der sonst so scharfe Jarno kann im Gespräche mit Wilhelm VIII, 5 Lotharios Trefflichkeit nicht genug rühmen, seinen Ueberblick und seine Thätigkeit, die unzertrennlich mit einander verbunden seien, sein stetiges Fortschreiten und weit ausgedehntes Wirken, die feurige Kraft, die überall eine Welt mit sich führe, alle begeistert fortreiße. Freilich könnte es scheinen, Wilhelm trete gegen Lotharios hohe Gestalt zu sehr zurück, allein mag auch der willensstarke Lothario

---

*) Der Dichter unterläßt aber auch nicht einen Grundfehler des deutschen Volkes hervorzuheben, von welchem Lothario, besonders in Folge seiner vornehmen Geburt und Bildung, ganz frei ist, eine gewisse Schwerfälligkeit und Ungewandtheit, die seinem tüchtigen, gründlichen Streben anklebt. Vgl. II, 7. III, 1. 9, IV, 20. Daß aber die Deutschen selten ein Kunstwerk als Ganzes auffassen, ist ein Mangel, den sie mit den meisten neuern Völkern theilen. (V, 4).

ein größerer Charakter sein, der von seinem Gemüth hingerissene Wilhelm nimmt doch unser Mitgefühl lebhafter in Anspruch, da er aus beengtern Verhältnissen sich herausarbeitet, während Lothario, auf eine höhere Stufe durch Geburt und seine ganze Umgebung gestellt, mit selbständigerer Sicherheit sich im Leben zu bewegen vermochte. Auch hat der Held längst unsere innigste Theilnahme erweckt, ehe Lothario hervortritt, dessen Wirken wir meist aus seiner eigenen Erzählung oder von andern erfahren, wogegen wir Wilhelm in allen seinen Bedrängnissen und Verirrungen leibhaft vor Augen sehen.

Setzen Friedrich und Lothario Wilhelm durch ihre neben ihm scharf hervortretende Persönlichkeit in ein helleres Licht, so hat Goethe es auch verstanden, diesen in einer rein dichterischen Gestalt sich spiegeln zu lassen, in Shakespeares Hamlet; denn wenn Wilhelm von diesem sich so wundervoll angezogen fühlt, so hat hieran die Aehnlichkeit ihrer Charaktere einen wesentlichen Antheil. Auch Hamlet ist eine beschauliche, in sich lebende Natur, die zu keinem festen Entschluß gelangen kann und nur von den Umständen wider Willen vorwärts gestoßen wird: aber hat das Schicksal, da es eine übermächtige That auf seine Schultern geladen, ihn dem Untergang geweiht, so soll dagegen Wilhelm, obgleich er durch die bittersten Erfahrungen durchgehn muß, zum beseligendsten Glück gelangen; der Zorn des Schicksals entladet sich nicht über ihm, sondern über den beiden unglücklichen Wesen, mit deren Loos er sich selbst belastet hatte. So ist Hamlet in der Mitte des Werkes gleichsam als ein tragisches Gegenbild Wilhelms auf weitumschauender Höhe aufgestellt.

Neben Wilhelm, Friedrich und Lothario treten als zweite Gruppe der Abbé, Jarno und der Oheim hervor. Wenn ersterer mit seinem freien und scharfen, in Wissenschaft, Kunst

und Leben gleich tief dringenden Blicke die ganze Menschheit umfaßt, alle ihre Höhen und Tiefen ermißt, alle Anlagen und Fähigkeiten gleich Natalien erkennt und sie in ihrer Art zu würdigen weiß, wenn er auch den Weg des Irrthums nicht verschmäht, sondern von ihm die sicherste, selbständigste Durchbildung erwartet, wenn die Bildung der Menschheit zu einstimmigem Zusammenwirken sein ganzes Wesen erfüllt, so ist Jarno der unerbittliche Weltverstand, der nur ein streng auf seinen Zweck gerichtetes Wirken zu billigen vermag, aller Schwächen und Irrungen spottet, nur das anerkennt, was unmittelbar dem Menschen frommt, ihm Nutzen und Genuß gewährt. Sein scharfer Verstand macht ihn allen Weltmenschen höchst schätzbar, und so hat man ihn in Frankreich, England und Italien bei Gesandtschaften mehrfach bestens verwandt. Von einer rein sittlichen Beurtheilung, einer Würdigung des Gemüthes und des Herzens findet sich bei diesem nüchternsten aller Weltweisen keine Spur, und er würde höchst abstoßend auf uns wirken, wenn nicht die Treue und Freundschaft, die er besonders seinem Prinzen*), dessen rechter Arm er ist, aber auch Lothario und allen erzeigt, welche er zu schützen sich gedrungen fühlt, ihn uns menschlich näher brächten. In seiner Theilnahme an Wilhelm erkennen wir den Einfluß des auch ihn beherrschenden Abbés, der ihn, wie wir anzunehmen berechtigt sind, auf diesen aufmerksam gemacht hatte, und wenn er Lydien seine Hand bietet, so bewährt er hierin seine Gefügig-

*) Man hält ihn wegen seines innigen Verhältnisses zu diesem für dessen natürlichen Sohn. Aeußerlich hat er den Charakter eines Majors, wie denn im vorigen Jahrhundert noch viel mehr wie jetzt ein militärischer Rang für alle mit seltenen Ausnahmen nothwendig schien, die mit dem Hofe in Verbindung traten. Lothario scheint nach seiner schön menschlichen Richtung auf einen solchen Charakter verzichtet zu haben.

keit gegen Lothario, der für Lydien gesorgt wünscht, wobei freilich an eine innige Herzensneigung nicht zu denken ist.

Der fast nur in den Bekenntnissen einer schönen Seele auftretende, sonst ein paarmal flüchtig erwähnte, bloß einmal in der Geschichte Wilhelms vorüberschwebende Oheim ist das Muster einer zu einstimmiger Durchbildung ihres rein menschlichen Wesens gelangten Natur, der Vertreter, jener geistigen Lebenskunst, die alles auf heitern, leidenschaftslosen Genuß der höhern Sinnlichkeit bezieht, und aus ihrem festgegründeten Innern liebevoll beglückend auf andere wirkt. Sein Wahlspruch ist: Gedenke zu leben! Jene Uebereinstimmung seines ganzen Wesens ist aber nicht, wie bei Natalien, eine Gabe der Natur, sondern es hat ihn manche Kämpfe gekostet, ehe er sich in Uebereinstimmung mit sich selbst setzen konnte, und daß er seine natürlichen Triebe nicht ganz der Stimme der Vernunft unterzuordnen gewußt habe, muß er selbst Natalien gestehn, die er bei Leibesleben selig pries, daß ihre Natur nichts fordere, als was die Welt wünsche nnd brauche. Seine sehr günstigen Vermögensumstände hatten die natürliche Selbständigkeit seines Charakters und die unerschütterliche Strenge seines Willens entwickelt, häusliches Unglück, der frühe Verlust einer liebenswürdigen Frau und eines hoffnungsvollen Sohnes, ihn noch fester in sich abgeschlossen, so daß er alles von sich entfernen mußte, was nicht von seinem Willen abhing, den er mit klarem Verstande und besonnener Ausdauer durchzusetzen wußte; dabei aber war er billig genug, auch andere Meinungen zu schätzen und sich lebhaft in diese hineinzuversetzen, wenn sie sich ihm nur nicht als die einzig wahren aufdringen wollten. Eine sorgfältige, aber freie Bildung und ein längerer Aufenthalt am Hofe und beim Heere hatten seinem regen Geist und seinem richtigen Verstand die förderlichste Nahrung ge-

boten; auf seinen Reisen hatte er den größten Theil Italiens und die reichen Kunstschätze jenes Landes kennen lernen, von letztern auch manches unter glücklichen Umständen erworben. Aber alle diese Wirkungen flossen bei ihm in einem klaren, selbstbewußten, kernhaften Sinne zusammen und vereinten sich zur schönsten Entfaltung einer glücklichen, sich rein darstellenden Natur. Nur auf den vornehmen Adel seiner Familie und dessen reine Fortpflanzung mit reichen, glänzenden Geschlechtern legt er viel zu viel Werth, worunter nicht allein seine Nichte, sondern auch deren Tochter, die Gräfin, leidet, und Lothario, den die neuere Zeit auch hierin mit freiern Ansichten ausgestattet hat, entzieht sich nur mit Mühe der ihm zugedachten reichen Verbindung, indem er Natalien die Ausgleichung der Sache anheimstellt.

Eine dritte Gruppe von Charakteren bilden die Schauspieler Serlo, Melina und Laertes. Serlo ist ein geborener Schauspieler, den gleich die Geburt auf seinen Platz gestellt hat; aber er betrachtet das Schauspiel aus keinem höhern Standpunkt, es ist ihm nur ein Gewerbe, wozu ihm die Natur die Fähigkeit verliehen hat, um ihm die Mittel zur Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse zu bieten; außer seiner Kunst kennt er keinen Trieb als frohen Lebens- und Liebesgenuß, und so liegt ihm nichts ferner als ein geordnetes bürgerliches Leben und überspannte Leidenschaftlichkeit, woran er seine Schwester leiden sieht. Melina hat das Schauspielerleben nur zufällig ergriffen, weil es sich ihm als der bequemste Weg empfahl, sich im Leben durchzubringen; gar bald verläßt er es, um sich seinen Lebensunterhalt auf andere Weise zu erwerben, und nur gezwungen entschließt er sich von neuem zu diesem Gewerbe (denn für ihn ist das Schauspiel nichts anderes), und er beutet es, da das Glück

ihm gewogen ist, auf jede Weise aus. Dagegen tritt uns in Laertes, der nicht bloß die körperliche Gewandtheit mit dem shakespeareschen Namensbruder gemein hat*), eine wackere, anstellige Natur entgegen. Mit körperlichen und geistigen Gaben wohl ausgestattet, nicht ohne mancherlei Bildung, hatte er sich in frischem, begeisterungsvollem Jugendmuthe dem Schauspiel zugewandt, aber nur zu bald sich bitter getäuscht gesehen, doch ohne sich im Stande zu fühlen, den mit Neigung ergriffenen Beruf ganz fahren zu lassen, da sich ihm zunächst kein anderer Wirkungskreis eröffnen wollte. So war er denn an vielen Orten Deutschlands herumgeschwärmt und hatte seine Anschauung der Welt bestens bereichert, ohne aber von seinem Weiberhasse bekehrt zu werden. Den in der Liebe schrecklich getäuschten Jüngling zieht die leichtfertige Philine an, und als Wilhelm bald darauf erscheint, so schließt er mit diesem in begeisterter Liebe für das Schauspiel mit ihm übereinstimmenden Freunde eine auf inniger Anerkennung beruhende nähere Verbindung. Ueberall bewährt er sich als tüchtig, gewandt und edel. In der großen Handelsstadt weiß er durch den Reichthum seiner Kenntnisse, die Leichtigkeit seines Umganges und sein reges, aufgewecktes Wesen in kurzem

---

*) Goethe sagt II, 4 „den wir einstweilen Laertes nennen wollen", behält aber später den Namen bei. Auf den Namen scheint er erst gekommen zu sein, als er die Aufführung des Hamlet darzustellen dachte. Die sonstigen Namen Jarno, Serlo, Melina sind freie Bildungen, bei denen Goethe absichtlich gangbare, abgegriffene deutsche Namen gemieden zu haben scheint. Der Name Philine scheint gleichsam als weibliche Form zu Philo gedacht. Mignon ist der von dem Seiltänzerdirektor dem Kinde gegebene freundliche und wohlklingende Name. Goethe brauchte ursprünglich das und der Mignon nebeneinander. Lothario wird bloß mit seinem Vornamen genannt, der so wohllautend wie die Namen Aureliens und Nataliens. Vgl. oben S. 82.

das Zutrauen eines großen Hauses zu gewinnen, wo ihm ein reiches Glück erblüht, und schon sehen wir ihn auf bestem Wege, durch die Verbindung mit der schönen Nichte seines Herrn sich eine glänzende Zukunft zu eröffnen. So wenig wie Wilhelm hat er auf der Bühne die ersehnte Befriedigung in einer würdigen Thätigkeit gefunden; wie diesen das Glück nach den vornehmen Kreisen hinzieht, so erfaßt ihn das bewegte Handelsleben; hier finden sein gewandtes Wesen, seine mannigfachen Kenntnisse und sein Streben, sich geltend zu machen, ihren wahren Wirkungskreis.

Zu einer vierten Gruppe stellen sich drei sehr weit auseinander liegende Personen zusammen, Werner, der Harfner und der Graf. Werner ist der einzig auf den Gewinn und ein möglichst billiges, aber behagliches Leben versessene kalt berechnende Kaufmann. Der Umgang mit Wilhelm hat ihn einigermaßen gehoben, so daß er ihm gegenüber den Handelsstand sich etwas verklärt; aber kaum hat dieser sich entfernt, so versinkt er ganz in sein geldmachendes Geschäftstreiben und sein nüchternes Philisterleben, dessen unentbehrlicher Genuß eine Lombrepartie, dessen gefühlvollster Drang durch einen Besuch der schönen Lustörter auf dem Lande erfüllt wird. Den geraden Gegensatz zu dem glücklichen Geschäftsmanne, der, unbekümmert um Staat und Welt, nur auf Gewinn und nüchternes Behagen ausgeht, bildet der vom Schicksal schwer verfolgte Harfner, der von grauser Schuld, in die ihn sein Unglück verwickelt, ruhelos umhergetrieben wird, der aus der Menschen Gesellschaft flieht, weil das Unglück seinen Fersen folgt, und der endlich, wie ernstlich auch treue Liebe sich seiner annimmt, doch dem Verderben zum Opfer fällt. Sein Leben ist eine ewige Düsterheit, in welche nur die Kunst ihre ahnungsvollen Sterne strahlen läßt, welche Wilhelms freundliche

Theilnahme und Mignons Anhänglichkeit auf einige Zeit erhellen, ohne aber die fürchterlichen Träume seiner Seele ganz verscheuchen zu können.*) Liegt ihm die Hand des Schicksals hart auf, so sehen wir im Grafen einen launisch eingebildeten Mann, der, bei schönen, durch eine gute Bildung und große Reisen erworbenen Kenntnissen seine Vornehmheit dadurch offenbaren zu müssen meint, daß er allen, besonders seinen Hausgenossen, möglichst lästig fällt. Sein unausstehliches, nur seiner Vornehmheit und Weltkenntniß fröhnendes Gebaren, wodurch er, statt mit seinen geistigen Vorzügen nnd seinen reichen Glücksgütern sich und andern Genuß und Segen zu verschaffen, allen das Leben verbittert, wird schwer bestraft, da der Wahn, er habe sich selbst gesehen, ihn aus der Welt heraus unter die Herrnhuter treibt und ihn zum Gespötte der vornehmen Welt macht. Aber ist er auch zahm und fromm, ja abergläubig geworden, so ist sein Ehrgeiz doch keineswegs geschwunden; noch immer hält er große Stücke auf seine Weltkenntniß; nicht bloß bildet er sich auf seine Kunst, eine große Gesellschaft geschickt unterzubringen, viel ein, sondern er glaubt, sein Handauflegen und Beten errette vom Tod, und in jeder Beziehung möchte er es seinem Vorbild, dem Grafen Zinzendorf, gleich thun. Sehr glücklich ist auch der Zug, wie er sich auf sein gutes Gedächtniß, das ihn längst verlassen, viel zu Gute thut, und in Folge dessen, da er Wilhelm mit einem jungen Engländer verwechselt, englisches Blut in ihm vermuthet. Er redet ihn VIII, 10, da er mittlerweile, wie sich auch aus dem folgenden ergibt, Wilhelms Namen erfahren hatte, Meister an. Die Les-

---

*) Im Liede des Harfners V, 14 muß es V. 8 wohl er (statt ich) weiß nicht heißen. Derjenige, der eine Thräne über ihn weint, weiß nicht, wie groß wirklich sein Unglück ist, dessen Schein ihn zum Mitleiden bewegt.

art des ersten Druckes Mister ist irrig, und Meister, was der ohne Goethes Wissen gemachte zweite Druck bietet und sich dann fortgepflanzt hat, einzig richtig, mag es nun zufällig hereingekommen oder eine von Goethe dem Verleger gleich nach dem ersten Abdrucke angezeigte Verbesserung sein. Vgl. oben S. 83. Goethe wußte ohne Zweifel, daß Mister nicht als Anrede gebraucht wird, und Wilhelm als Engländer zu bezeichnen, obleich er als Deutscher galt, konnte dem Grafen unmöglich einkommen.

Wenden wir uns zu den Frauencharakteren, so entsprechen hier Natalie, Philine und Therese vollkommen den Männern, mit denen wir sie am Schlusse verbunden sehen. Natalie ist die reinste, von der Bedürftigkeit der Welt innig ergriffene und zu thätiger, förderlicher Abhülfe gedrungene Weiblichkeit, die ganz in sich geschlossen ruht. Allem Guten und Wahren geneigt, mußte sie ihren edlen Oheim verehren, im Abbé den weitschauenden und zur Förderung von vielen sinnig wirkenden Mann erkennen, von Lotharios hohem männlichen Wesen sich um so mehr angezogen fühlen, als er durch die Bande des Blutes ihr zunächst angehörte: aber das Gefühl sehnsüchtiger Liebe ist ihrer Brust noch ein ganz unbekannter Ton. Erst Wilhelms schmerzliche Bedrängnisse wecken in ihrer Seele den im tiefsten Innern ruhenden Trieb, der zu klarer Gestalturg sich entfaltet in jener traurigen Nacht, wo der dem Tode nah geglaubte Felix auf ihrem und Wilhelms Schoße ruht, beide, ohne ein Wort zu sprechen, auf das Kind und sich schauen, Nataliens Hand, die sie dem Freunde gereicht, von ihm festgehalten, zum sinnlichen Leiter ihrer an ihn sich anklammernden Liebe wird. In jenen ängstlichen Augenblicken hatte sie sich gelobt, wenn das Kind stürbe, ihre Liebe Wilhelm zu gestehn und ihm ihre Hand zu reichen. Als sie dem Freunde die Rettung des Knaben verkündet, den sie ihm voll lebhafter

Freude in die Arme wirft, ist sie freilich ihres Gelübdes entbunden: doch wie könnte ihr Herz, das der Liebe Strahl einmal durchzuckt hat, seines innigsten Freundes entbehren? Was sie auszusprechen nicht wagt, das verräth sich den Blicken der Freunde. Der tolle Friedrich treibt das Geheimniß durch seine Possenreißerei auf ihre Wangen; in glühendster Aufregung muß sie sich entfernen, und Theresen, von deren leidenschaftlichem Verlangen nach der jetzt aufgegebenen Verbindung mit Wilhelm sie Zeugin gewesen, gesteht sie ihres Herzens süßesten Trieb. Erst in der Liebe holder Blüthe wird sich Nataliens Wesen in glänzendster Pracht enthüllen, der ätherische Schein, der ihre ganze Gestalt umwob, der sie über der Erde halb geisterhaft schweben ließ, wird vom rosigen Glanze sehnsüchtig hingegebener Liebe menschlich belebt. Sie ist, wie Lothario sagt, noch in reinerm Sinne eine schöne Seele als ihre edle mit diesem Namen bezeichnete Tante, da sich das Leben in ihr menschlicher verklärt darstellt.*) Tritt bei Natalien die Sinnlichkeit fast ganz zurück, so daß sie nur zuletzt zu ihrem Recht gelangt, so ist Philine nichts als die leichteste, heiterste, loseste Sinnlichkeit, der das Leben nur ein holder Spaß, ein ewiges Fest des Scherzes, der Lust, des Genusses ist, ein tolles, gutmüthiges Kind, das freilich, wenn es von seinen neckischen Einfällen hingerissen wird oder sich sonst einen Genuß schaffen kann, auch des besten Freundes nicht schont. Gern theilt

*) Die Bezeichnung einer schönen Seele deutet auf die edelste Seelengüte, welche, wie Kant sagt, die reine Form ist, unter der alle Zwecke sich müssen vereinigen lassen, und die daher, wo sie angetroffen wird, gleich dem Eros der Fabelwelt urschöpferisch, aber auch überirdisch ist. Vgl. Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde (1793), Wielands Aufsatz: „Was ist eine schöne Seele? über die edle Seele Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen Brief 23.

sie Bedürftigen mit, ja sie kennt darin keine Gränze, aber in gleicher Weise verlangt sie auch von andern ungemessene Freigebigkeit, da sie nicht zu sparen, nicht zu entbehren weiß: den verwundeten Freund pflegt sie auf das beste, aber die Langeweile bei dem Halbgenesenen kann sie nicht ertragen; von Trug und Falschheit ist sie fern, aber sie freut sich doch, Wilhelms Tugend nachzustellen, und rastet nicht, bis sie ihren Zweck auf ihre Weise erreicht hat. Wenn Philine im schärfsten Gegensatz zu Natalien steht, so bildet Therese mehr das Gegenstück zu dieser. Beide haben sich zur Erziehung von Mädchen vereinigt, von welchen die lebhaften und dienstfertigen Haushälterinnen Theresen zufallen. Diese ist eine geborene Hausfrau, ganz dazu geschaffen, mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit das Kleinste wie das Größte zu besorgen, mit kluger Thätigkeit und klarem Sinne die innere Herrschaft auszuüben, wodurch sie den Mann, den sie liebt, erst recht eigentlich zum Herrn des Hauses macht. Wie bei Natalien hat sich bei ihr bereits in ihrer allerersten Jugend der von der Mutter ererbte Seelentrieb deutlich kund gegeben, der durch ihren Vater auf das zweckmäßigste geleitet worden ist. Ihr Wesen spricht sich gleich in den Worten aus, womit der Dichter sie einführt: „Wohlgebaut, ohne groß zu sein, bewegte sie sich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offenen Augen schien nichts verborgen zu bleiben, was vorging“, wogegen Nataliens „sanfte, hohe, stille, theilnehmende Gesichtszüge“ Wilhelm gleich ins Herz dringen, so daß er nie etwas Edleres noch Liebenswürdigeres gesehen zu haben meint. Aber auch diese klare, für Hof, Acker und Forst besorgte Hausfrau ist der wahren, den Mann stützenden und hebenden Liebe zugänglich. Noch immer läßt sie sich nicht abhalten, täglich, wie schmerzlich auch das Gefühl sein mag, das sich zu Lotharios Erinnerung gesellt, an

den Erwählten ihres Herzens zu denken, von dem ein unglückliches Schicksal sie trennt, und während sie dies Wilhelm gesteht, entringt sich ein Seufzer ihrer Seele, ja in ihrem rechten Auge blinkt eine Thräne, doch will das von aller Empfindlichkeit freie Mädchen es nicht Wort haben, daß diese der Ausfluß ihrer weichen Rührung sei.

In zweiter Reihe treten uns Mariane, Aurelie und Frau Melina entgegen. Mariane ist ein treu liebendes, rein und wahr fühlendes, wenn auch nicht tiefes und weites Herz. Von einer angesehenen und wohlhabenden Familie stammend, mit mancherlei Bedürfnissen früh vertraut, sah sie sich genöthigt, auf der Bühne ihren kargen Lebensunterhalt zu suchen; da sich ihr aber bald das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Bedürfnissen empfindlich aufdrängte, wußte die Alte, in deren Hände sie, da sie für ihren eigenen Haushalt nicht zu sorgen verstand, gerathen war, immer mächtiger sie zu treiben, auch außer der Bühne von ihrer Liebenswürdigkeit Vortheil zu ziehen. Noth und Scham quälen die Unglückliche, die eben so wenig zu entbehren als Schulden zu machen ertragen kann, bis endlich die Alte durch die Drohung, sie wolle sie in ihrer Rath- und Hülflosigkeit allein lassen, sie zu dem verhaßten Schritte zwingt, sich einem jungen Kaufmann hinzugeben. Bald darauf ging ihr in Wilhelms Liebe, dem sie rücksichtslos ihr ganzes Sein schenkte, ein vollstrahlender Lebensstern auf, doch leider zerstörte ein unglückliches Schicksal alle ihre Hoffnungen: aber auch in tiefster Verzweiflung hielt sie fest an der Treue, welche sie dem Manne ihres Herzens gelobt, und sühnte so die einzige Schuld, der sie sich bewußt war, mit bitterster Entbehrung und einem frühzeitigen Tode, der allen sie aufreibenden Qualen ein Ziel setzte. Welch einen Gegensatz zu Marianen bildet Aurelie, das mit glühender,

die Leidenschaft verehrender und zu höchster Gewalt entflammender Seele begabte Weib! In der schlimmsten Gesellschaft auferzogen, unter einer Tante, die, dem sittenlosesten Wandel hingegeben, die edlen Grundzüge des jungen Mädchens nicht untergraben konnte, aber ihre Sinnlichkeit nährte und den reinen Hauch ihrer Seele vergiftete, betrat sie die Bühne, wie Wilhelm, ganz erfüllt von ihrem Kunstberufe und von dem Werthe des deutschen Volkes, auf das sie ergreifend zu wirken sich vorgesetzt hatte. Allein zu bald sollte sie erfahren, wie urtheilslos die Menge, wie wenig das wahrhaft Große wirkt und wie die meisten nicht für die Kunst, sondern für das lebhafte junge Mädchen empfanden, dessen sinnliche Begierden, wenn sie sich auch von den lüsternen Laffen abgestoßen fühlte, doch immer glühender genährt wurden. In Verzweiflung, je die Anforderungen ihres Herzens und Geistes erfüllt zu sehn, entsagte sie allen höhern Ansprüchen und ließ sich willig mit einem Manne vermählen, der sie in der äußern Geschäftsführung des Theaters unterstützte, das für sie jetzt nur eine Erwerbsquelle zur Fristung des Lebens geworden. Aber wie wurde sie kurz nach dem Tod ihres Gatten durch Lothario ergriffen, in welchem ihr das Musterbild eines Mannes erschien! Ihre ganze seit frühester Jugend genährte Leidenschaft ergoß sich über den Geliebten, den sie mit allen Kräften ihrer entzückten Seele zu umfassen strebte; die Würde der Kunst und des deutschen, von ihm verehrten Volkes erstand wie ein Wunderbild vor ihrer gespannten Seele: allein Lothario konnte diesen wilden Ansturm einer krampfhaft zuckenden Liebe nicht ertragen. Seine Entfernung warf sie verzweiflungsvoll nieder; nur e i n Gedanke beseelte sie jetzt, der Entschluß, einem so freudelosen Leben, das sie so grausam getäuscht, zu entfliehen. An dem kleinen Felix, deren Mutter gleich ihr das Opfer männlicher Treulosigkeit geworden,

und an Wilhelms Gemüthlichkeit und ernstem Streben nimmt sie noch den einzigen Antheil, den sie dem wirklichen Leben zuwendet, doch erfüllt es sie mit Bitterkeit, daß jener sich der Anziehung der ihr verhaßten Philine nicht entziehn kann, und seiner Betheurung, daß Philine keinen Reiz auf ihn übe, glaubt sie bei ihrer Kenntniß der Männer nicht. V, 11 nennt sie ihn einen „feinen Paradiesvogel", an dessen Freiheit von sinnlicher Neigung zu der alle Männer reizenden und fesselnden Philine sie ebenso wenig glaubt, als an das Märchen, daß die Paradiesvögel keine Füße hätten, immer in der Luft flögen, sich nur wenige Augenblicke mit ihren Schwanzfedern an Bäumen aufhingen, von der Luft sich nährten, und was man sich sonst Wunderbares von ihnen erzählte. Die Sage war daher entstanden, daß man von den Eingeborenen die Bälge der Paradiesvögel nur mit abgeschnittenen Füßen erhielt. Treffend deutet sie damit an, daß kein Mann der sinnlichen Anziehung einer verführerischen Schönen zu widerstehn vermöge. Der gewaltige Ausbruch ihres gränzenlosen Schmerzes, ihrer leidenschaftlichen Wuth war noch ihre einzige Lust, und so sehen wir das unglückliche Weib, in welchem die zuckende Lebhaftigkeit sich täglich steigert, ihr Schicksal mit fiebernder Aufregung Wilhelm erzählen, ja auf der Bühne in leidenschaftlichen Rollen ihr eigenes Unglück mit fürchterlicher Wahrheit ergießen, immer den Tod im Herzen. Aber nachdem der Ausbruch ihrer Leidenschaft in der Rolle von Lessings Orsina zur furchtbarsten Höhe gestiegen war, sollte sie, mit dem Leben halb versöhnt, eines ruhigen Todes sterben, wodurch denn ihr Schicksal uns und unsern Helden um so inniger ergreift. Die neben Aurelien auftretende Frau Melina, welche Goethe treffend als „Anempfinderin" bezeichnet, ist eine gutmüthige, von romantischem Geiste angewehte Natur. In einem Landstädtchen geboren, von einer bösen Stiefmutter mißhandelt,

hat sie sich an einen französischen Sprachlehrer, einen gewesenen Schauspieler, gehängt, und sie gesteht öffentlich ihr ganzes Verhältniß zu diesem, als sie gewaltsam heimgebracht wird. Ihr Drang, sich an edle Männerseelen anzuschließen, ihre romantische Neigung, die sich auch in der schwärmerischen Liebe zum Mittelalter ausprägt, treten lebendig hervor.

Als dritte Gruppe betrachten wir die schöne Seele, die Gräfin und Mignon. Die schöne Seele ist eine durchaus reine, zarte, tief sehnsüchtige Natur, die durch Kränklichkeit und mancherlei herbe Erfahrungen ganz in sich gedrängt und zu innigster, fast persönlicher Verbindung mit Gott getrieben, aber zugleich von ängstlicher Scheu vor der Welt zu überspanntester sittlicher Feinheit verleitet wird, bis sie zuletzt in der Schätzung der Natur einen gewissen Halt findet. Natalie bezeichnet die schöne Seele, deren schwache Gesundheit sie hervorhebt, mit Recht als eine schöne Natur, die sich allzu zart, allzu gewissenhaft gebildet, die deswegen nicht das geworden, was sie der Welt hätte sein können, und der Oheim bemerkt ihr selbst: „Sie haben vielleicht das beste Theil erwählt; Sie haben Ihr sittliches Wesen, Ihre tiefe, liebevolle Natur mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmend zu machen gesucht, indeß wir andern wohl auch nicht zu tadeln sind, wenn wir den sinnlichen Menschen in seinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen suchen." Vortrefflich hat es Goethe verstanden, in allen ihren Aeußerungen die beschränkte Einseitigkeit auszuprägen, welche ihr ganzes früheres, in der Zerstreuung der Welt zugebrachtes Leben nur als ein wildes Treiben betrachtet und in der Beurtheilung anderer, bei allem Streben, ihnen gerecht zu werden, so wie in ihrer ganzen Schätzung der Lebensverhältnisse eine trübe Befangenheit nicht verläugnen kann. Eine fast ein Jahr dauernde Jugendkrankheit

hatte ihr alle Wildheit der Kindheit genommen, nur das Verständige und Gefühlvolle zog sie noch an, und so fand denn ihr Geist neben der Bibel sich besonders durch zwei erbauliche Romane angezogen, durch des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte (zuerst 1669 erschienen) von dem geistlichen Liederdichter A. H. Buchholz und durch des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig († 1714) römische Oktavia. Ihr sehnsüchtiges Verlangen fand bald in einem kindischen Liebesverhältnisse reiche Befriedigung, aber die herzliche Liebe ward durch die Eifersucht eines Bruders des Geliebten gestört, und der darauf rasch erfolgende Tod des blühenden Knaben zerriß ihr weiches Herz. Die aufblühende Jungfrau, in den Strudel der durch die Vermählung des Erbprinzen veranlaßten Festlichkeiten gezogen, fand sich durch das sitten- und bildungslose rohe Wesen der Hofleute abgestoßen. Doch bald knüpfte sich ein Verhältniß zu einem gebildeten jungen Manne, den mau seiner Selbstgefälligkeit wegen im Scherze Narziß zu nennen pflegte. Ein Zufall machte die Verbindung plötzlich inniger, und nicht lange dauerte es, so erklärte sich die Verlobung. Aber neben der innigen Liebe zum erklärten Bräutigam, den ihr das Glück beschieden, entwickelte sich das tiefe Gefühl einer Verbindung mit Gott, das um so mächtiger sich hervorthat, als sie es Narzissen verheimlichte, weil dieser ganz andere Ansichten hegte. Eine empfindliche Zurücksetzung Narzissens und andere Widerwärtigkeiten, die ihm zustießen, schlossen sie noch inniger an Gott an, den Tröster in aller Herzensnoth, zu dem ihre ganze Seele sie hinzog. Aber ihr ängstlich zarter Sinn fand bald, daß ihr Verhältniß zu Gott kein ganz reines und ungetrübtes sei, wovon sie den Grund in den sinnlichen Vergnügungen entdeckte. Der Entschluß, diesen

ganz zu entsagen, damit ihre Richtung zu Gott durch nichts abgelenkt werde, fiel ihr trotz des Widerspruchs von mancher Seite nicht schwer, ja sie opferte ihm zu Liebe selbst den Bräutigam auf, der keiner Frau seine Hand geben konnte, die sich so von allen weltlichen Vergnügungen aus Gottseligkeit zurückzog. Jetzt, wo sie sich von einem Bande befreit fühlte, das ihr die letzte Zeit über zur drückenden Fessel geworden, lebte ihr ganzes Wesen wieder in heiterer Frische auf, und da ihre Geschichte bald bekannt geworden war, so traten gleichstimmige Einheimische wie Fremde mit ihr in Verbindung. Ihre Gesinnungen galten allgemein als bekannt, niemand wagte sie darüber zu berufen, und der Oheim, der ihrer jüngern Schwester einen reichen Gatten verschaffte, bedachte sie mit der Stelle einer Stiftsdame. Doch schwere Leiden warteten ihrer. Sie selbst erlitt einen Blutsturz, der lange Zeit eine merkliche Schwäche zurückließ, die Mutter ward von einer drückenden Beschwerde befallen, an der sie fünf Jahre später starb, und als ihr Vater auch elend zu leiden begann, ward der Druck ihr unerträglich. In dieser Noth wandte sie sich mit ihren innigsten Gebeten an Gott, und sie kam von ihm nie leer zurück; sie empfand sich ihm nahe, fühlte sich in und mit ihm.*) Durch ihre Verbindungen kam sie in nähere Berührung mit den Bekennern des sogenannten halleschen, von A. H. Francke, dem Stifter des halleschen Waisenhauses, auf-

*) Bei den vorhergenannten „Verfechtern der Religion" schwebt Lavaters Streit über die Kraft des Gebets vor, worüber er sich in seinem abgenöthigten Glaubensbekenntniß (1773) weiter erklärte. Mit Lavaters Christenthum stimmte Fräulein Klettenberg nicht überein. Vgl. Goethe im vierzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung. Lavaters ausgewählte Schriften II, 181 f. VIII, 314. Sie nannte sich Cordula. Vgl. (S. Hirzel) Briefe Goethes an helvetische Freunde" (1867) 3 f.

gebrachten, durch Speners Schüler gelehrten Heilsystems, wonach die Bekehrung mit großem Schrecken über den bisherigen sündhaften Zustand des Herzens und einem lebhaften Bußkampfe beginnen muß; allein das, was man Sünde nennt, war ihr noch ganz unbekannt, ein Schrecken vor der Hölle wollte in ihrer Seele gar nicht aufkommen. So lebte sie denn sieben Jahre im Umgange mit dem unsichtbaren Freunde fort, wobei sie aus Verlangen, dieses Glück immer zu genießen, gern alles unterließ, was diesen Umgang stören konnte. Erst durch das Verhältniß zu Philo, der sie in der Verworrenheit seiner Seele schauen ließ, wird sie von der argen Sündhaftigkeit des Menschen überzeugt *), und nun rastete sie nicht, bis sie das Rettungsmittel aus dieser Sündhaftigkeit entdeckt, das ihr endlich in der wunderbaren Kraft des mit ganz ungeahnter Seligkeit sie überströmenden Glaubens erschien. In dieser neugewonnenen Erleuchtung fühlte sie sich von der trockenen und nüchternen Kirchenlehre nicht mehr erbaut, und so wandte sie sich den herrnhutischen Anschauungen zu, womit sie durch Philos Vermittlung bald näher bekannt wurde. Wie sie aber auch von diesem Tändelwerke abgebracht und zur Schäzzung der Natur und der Menschen, in denen uns auch Gottes Odem wunderbar entgegenweht, gebracht wurde,

*) Sie bemerkt, wie sie gefühlt habe, daß, wenn Gottes Hand nicht über ihr gewacht hätte, sie bei ihrer angeborenen Sündhaftigkeit ein Girard, ein Damiens, ein Cartouche oder ein ähnliches Ungeheuer hätte werden können. Der berüchtigte Dieb und Gauner Cartouche ward 1721 hingerichtet. Ueber die Schandthaten des wollüstigen Jesuiten Girard mit der Cadière entschied das Parlament zu Aix im Jahre 1731. Der Königsmörder Damiens ward im Jahre 1757 zu einem qualvollen Tode verurtheilt. Bei dem kurz vorher erwähnten Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, noch das Lehrgeld schuldig war, schwebt die Geschichte des wielandischen Agathon (zuerst 1767) mit der schönen Danae vom vierten bis zum sechsten Buche vor.

dies hat Goethe mit meisterhafter Feinheit geschildert, und hierin gerade finden die Bekenntnisse der schönen Seele ihren Abschluß. Der Glaube, der die Quelle ihres ganzen Glückes, ihres Friedens, ist ihr in aller Innigkeit geblieben, aber sie wendet sich nicht mehr von der schon als Kind mit verständigem Blicke betrachteten Natur und von der sinnlichen Welt ab, sondern genießt sie mit reinem, zartem Sinne; sie zerstört nicht ihr leibliches Dasein, indem sie dem Gedanken an das Jenseits sehnsüchtig nachhängt, sondern fühlt sich auch auf Erden in Gott, der ihr das hohe Glück verliehen, dessen sie sich jetzt voll erfreut. So tritt uns im Gegensatz zu jenem verzerrten Abwenden des religiösen Gefühls von Welt und Natur hier eine Seele entgegen, die bei ihrem durchaus in Gott lebenden und webenden Drange doch auch der sinnlichen Erscheinung und dem Leben auf Gottes schöner Erde die gebührende Ehre gibt.

Wie die schöne Seele ganz in sich lebt, so ist die Gräfin der gesellschaftlichen Welt, dem äußern Schein zugekehrt. Schon als Kind war sie sehr mit ihrem Aeußern beschäftigt, und wußte sie sich auf eine in die Augen fallende Weise zu putzen und zu tragen. Der Abbé unterstützte diese Neigung zum Schein in dem zierlichen und reizenden zur Jungfrau heranreifenden Mädchen, und so ward sie zur vollendeten Weltdame ausgebildet; aber Natalie bemerkt in ihrer milden Weise mit Recht, man hätte ihr vielleicht etwas mehr Ernst und Stärke einflößen können. So ganz dem äußern Scheine hingegeben, läßt sie sich verleiten (und hierbei möchte der Oheim nicht ohne Schuld geblieben sein), einem ältern reichen Grafen von abstoßendem Wesen ihre Hand zu bieten, und so das höchste Glück des Lebens zu untergraben. Aber nachdem sie das Band der Ehe einmal geschlossen, fühlt ihr edler Sinn zur heiligsten Bewahrung der geschworenen Treue sich ver-

pflichtet. Da erscheint ihr Wilhelm, zu welchem sich ihre Seele um so inniger hingezogen fühlt, als er gerade die Eigenschaften besitzt, welche sie am Grafen so bitter vermißt, Jugend, Frische, Feuer, Gemüth, ja selbst seine Ungeschicktheit im äußern Betragen gibt ihm in ihren Augen einen eigenen Reiz, da sie sich hierin ihm so weit überlegen weiß. Zum Unglück vermag sie es nicht über sich, dem Umgang der gefallsüchtigen, ihre Einsamkeit erheiternden Baronesse zu entsagen, die ihre Leidenschaft zum schönen, herzlichen Jüngling schürt, und so läßt sie in einem schwachen Augenblick sich zu Kuß und Umarmung hinreißen. Aber ihre edle Seele wird unter diesen Liebkosungen selbst vom Gefühl ihrer Pflicht aufgeschreckt, ähnlich wie Werthers Lotte, ja ihr reges Schuldbewußtsein spiegelt ihr ein körperliches Leiden vor, das sie mit ihrem Gemahl der herrnhutischen Gemeinde, dem geraden Gegensatz ihres auf schönen Schein gestellten Wesens, zutreibt; denn wie hier jedes feinere sinnliche Gefühl verletzt wird, haben uns die Bekenntnisse der schönen Seele gelehrt. Höchst rührend ist es, wie die Gräfin, als sie im achten Buche scheidet, Wilhelms und Nataliens Hände zusammendrückt, im innigsten Gefühl, daß beide sich für ewig gefunden.*)

Wenn die Gräfin für das Leben verloren geht, so verfolgt ein viel grauseres Schicksal die arme Mignon, die Frucht einer von Sitte und Natur verwehrten Verbindung. Des Vaters beraubt, von der Mutter ihrer schrecklichen Schuld wegen mehr gemieden als herzlich umfangen, fühlte sie sich elend verwaist; die Gedrücktheit ihres höchst reizbaren, alle Kraft der Seele in sich

---

*) Von ihrem Urbilde schreibt Karl von Stein am 25. Nov. 1816 seiner Mutter, er habe sie in Rudolstadt in weißem Nonnenzeug gesehen; sie ziehe sich recht hübsch an, doch immer auffallend.

saugenden Herzens verräth sich in lebhaftester körperlicher Beweglichkeit und der Liebe zu Zither und Sang, wogegen ihre Rede verlegen stockt. Bald wird sie auch von der Mutter getrennt, und zu guten Leuten am See gethan, die dem unglücklichen Kinde die größte Freiheit gestatten, sich in der schönen Umgegend herumzutreiben, wo sie besonders gern unter den Säulen der Vorhalle eines schönen einsamen Landhauses ruht und vor den ernst sie anschauenden Bildsäulen im großen Sale sich wunderlich bewegt findet. Allein zu ihrem Unglück trifft sie auf einem ihrer Ausflüge eine Seiltänzerbande an, die ihre Bitte, sie nach Hause zu bringen, schrecklich täuscht und sich ihres schönen Fanges spottend freut. In der Verzweiflung des Schmerzes erscheint dem in frommen Anschauungen auferzogenen Kinde die Mutter Gottes, die ihm verspricht, sich seiner anzunehmen, worauf Mignon denn sich selbst einen heiligen Eid schwört, niemand mehr zu vertrauen und auch niemand ihre Geschichte zu erzählen, da sie sich ganz der göttlichen Führung überlassen will. Aber welche Qualen harren ihrer, als sie, ihrem schönen, warmen Vaterland entrissen, von ihrem Herrn, dem seine außerordentliche Geschicklichkeit den Namen des großen Teufels verschafft hat*), die roheste Behandlung erfahren, sich zu den schwierigsten Kunststücken nicht liebevoll, sondern mit Gewalt angehalten sieht! Und ihr Loos wird keineswegs milder, als sie nach dem Tode des großen Teufels auf dessen Bruder übergeht. Da tritt ihr in Wilhelm ein Engel des Himmels entgegen, dem sie mit aller Wärme innigster Dankbarkeit sich widmet, aber auch ihm gegenüber muß sie ihr Geheimniß bewahren. An seiner Seite zu leben, ihm zu dienen, sich ihm

*) Sie selbst nennt ihn ihren Vater, da ihr der eigentliche Begriff dieses Wortes entgeht.

zu weihen, ist ihr süßes Glück, und wie würde ihr ganzes Herz aufgehn, wenn ihr Geliebter, ihr Schützer, ihr Vater mit ihr in das warme südliche Land zöge, wohin ihre tiefste Sehnsucht sie treibt! Leider sieht sie ihn in einer Gesellschaft, aus der sie ihn mit Gewalt herausziehen möchte; vor allem ist die leichtfertige Philine ihr herzlich zuwider, besonders weil diese es auf Wilhelm abgesehen hat, den sie selbst gern sich ganz zueignen möchte. Aber thut sie auch alles, um sich diesem liebevoll und dankbar zu bezeigen, wobei freilich ihr gebundenes, schroff ausbrechendes Wesen sich oft höchst sonderbar ausnimmt, so ziehen diesen doch Philinens Reize und seine Liebe zum Schauspiel zu lebhaft an, als daß er dem unglücklichen Kinde, für dessen Bildung er trotz ihrer deutlich hervortretenden Sehnsucht nach einer solchen nichts thut, die so billige als erwünschte Aufmerksamkeit zuwendete. Erst als er ohne sie abreisen will, bricht die Knospe der Liebe in einer fürchterlichen Erschütterung ihres krampfhaft ergriffenen Herzens auf. Wie dann der nächtliche Besuch Philinens, die sie von Wilhelm sich vorgezogen wähnt, sie auf das heftigste erschüttert und die halb entwickelte Natur gewaltsam angreift, wie sie sich von des Freundes Herzen ausgeschlossen fühlt*), den von der Bühne zurückzuhalten ihre ängstlichen Winke nicht vermochten, wie sie in des Geliebten Abwesenheit sich immer mehr verzehrt, wie sie von diesem nicht geschieden sein will**), später in Nataliens

*) Von unendlicher Wirkung ist der Gegensatz zwischen dem bacchantischen Rausche, in welchen die Hoffnung, neben dem Geliebten zu ruhen, bei welcher der geschlechtliche Trieb unbewußt mitwirkt, sie versetzt, und der schmerzlichen Entfernung, in welcher sie sich nach jenem Abend vom Geliebten gehalten fühlt, den sie von jetzt an nur mit seinem bürgerlichen Namen Meister bezeichnet.

**) Wundervoll schön ist es, wie sie jetzt von Bildung, die ihr früher so

Gegenwart sanft beruhigt wird, durch Wilhelms Gegenwart wieder freudig erregt, noch einmal wie ein verlöschendes Licht aufflammt, endlich aber, als sie Theresen auf Wilhelm heftig zuspriugen, an dessen Halse hängen und unter den lebhaftesten Küssen mit leidenschaftlicher Glut ihn ihrer heißesten Liebe versichern sieht, ihr Herz krampfhaft zucken fühlt und mit einem schrecklichen Nothschrei todt zur Erde fällt — alles dieses hat Goethe in unübertrefflicher Weise ausgeführt. Ihre ganze tiefe Sehnsucht athmen die vom Dichter so glücklich verwandten Lieder, von welchen man nur das unendlich zarte Sehnsuchtslied glücklicher eingefügt und nicht so äußerlich angeklebt wünschen möchte, wie es jetzt am Ende des fünften Buches steht. Goethe beabsichtigte, dieses Lied für Schillers Musenalmanach aufzusparen, sah aber später ein, daß es in diesem Buche seine nothwendige Stelle habe.

Zu einer vierten Gruppe könnte man endlich noch Lydien, die Baronesse und die alte Barbara zusammenstellen, deren Streben im niedern Lebensgenusse aufgeht. Lydie, die schon als junges Mädchen zu leidenschaftlichen theatralischen Darstellungen gezogen und inmitten eines leichtfertigen, in verliebten Abenteuern sich einzig gefallenden Kreises verdorben worden und in nichts sich zu mäßigen gewöhnt war, lebt nur in aufgeregter, jedes tiefern Herzensgefühles entbehrender Liebesleidenschaft*), im entschiedensten Gegensatz zu der von hohen, edlen Gefühlen entflammten Aurelie. In der Baronesse begegnen wir einer

erwünscht gewesen wäre, nichts wissen will, und erklärt, sie sei gebildet genug, um zu lieben und zu trauern, womit man die kurz vorhergehende Aeußerung zusammenhalte, bei ihm zu bleiben, werde ihr wohl und wehe thun.

*) Schwebte bei ihr etwa die Geliebte des Prinzen Konstantin vor? Vgl. oben S. 13 f.

geborenen Liebesintriguantin, welche höchstens den Schein zu wahren sucht, deren Liebeshändel mehr der Befriedigung ihrer feinen, sich in jederlei Spiel gefallenden Klugheit als mächtig stachelnder sinnlichen Gier gelten*), wogegen in Frau von Saint Alban eine schwärmerische Einbildungskraft die Liebesleidenschaft gährend aufregt. Wie weit entfernt von diesen mit dem Leben ein loses Spiel treibenden Frauen steht die alte Barbara, deren einziges Streben auf den Gewinn eines möglichst behaglichen Lebensunterhaltes gerichtet ist! Leider fällt ihr die arme Mariane zum Opfer, deren Vertrauen sie zu gewinnen wußte, aber die Alte, welche die Reinheit eines edlen Herzens, das Glück unschuldig seliger Herzensliebe nicht zu schätzen vermag, meint es mit ihrem Schützling keineswegs böse, sie urtheilt eben nur nach ihrer leidigen Erfahrung, daß es mit der Herzenstreue und Unschuld nichts als ein kurzer schwärmerischer Traum sei. Das Leben der Schauspielerinnen, auf das Aureliens Bekenntnisse und das Benehmen der Offiziere auf dem Schlosse ein helles Licht werfen, ist ihr wohl bekannt, und sie weiß auch, wie es mit den vornehmen Ständen bestellt ist, wo die Ehe der Frau einen Freibrief gibt, nach Gefallen über ihr Herz und ihre Person zu verfügen. Barbaras schreckliches Wort (VII, 8): „Wenn ihr schimpfen wollt" bis „disponiren zu können", wirkt tiefer als alle ähnlichen Klagen in Rousseaus neuer Heloise. Der ergreifende Schmerz, womit die Alte Marianens Unglück bejammert, die erschütternde

*) Man könnte in ihr ein freies Abbild der Frau von Werther sehn, die in der ersten weimarer Zeit gegen Goethe ihr kokettes Wesen spielen ließ, dann sich an Knebel näher anschloß, endlich mit dem Bergrath von Einsiedel nach Afrika ging, nachdem sie das Märchen ihres Todes und ihre Bestattung geschickt durchgespielt hatte. In gewisser Beziehung wird man bei der Baronesse an die Gräfin im Tasso erinnert, zu welcher zum Theil Frau von Schardt gesessen.

Weise, wie sie in Wilhelm das Gefühl seiner Schuld zu leidenschaftlicher Wuth zu steigern weiß, versöhnt uns mit dieser trüben Gestalt, die uns das bittere Loos so mancher alten mittellosen Frauen ergreifend vor Augen stellt, die von arger Noth zu bösem, das Glück edler, sich arglos hingebender Seelen zerstörendem Treiben verleitet werden.

Alle diese sich bunt verschlingenden Charaktere, neben denen noch manche andere weniger bedeutende sich bewegen, hat uns der Dichter, bald mehr bald minder ausgeführt, mit feinster Wahrheit, sprechender Treue und frischem Leben in jener meisterhaften Klarheit geschildert, welche das Geheimniß der Kunst ist. Rein und treffend prägen sich diese Gestalten in ihrem ganzen Sinnen, Fühlen und Thun aus, treten als leibhafte Wesen vor unsere Seele, ja bei den meisten thun wir noch einen glücklich vermittelten Blick in ihre Vergangenheit, so daß uns ihr jetziges Sein als ein Ergebniß der Zustände erscheint, durch welche sie durchgegangen. In der äußern Schilderung der Personen zeigt sich der Dichter höchst mäßig, und weiß er hier mit den einfachsten Mitteln treffend zu wirken, die Gestalten vor unsern Augen sich entwickeln zu lassen. Man vergleiche die Schilderung des Harfners (IV, 1), Jarnos (III, 4), Theresens (VII, 5), wogegen wir von Lothario und Wilhelm selbst keine Beschreibung erhalten, sie nur als wohlgebildet bezeichnet werden, -bei Natalien ihre schöne Gestalt und ihre sanften, hohen, stillen Gesichtszüge (IV, 6), bei der Gräfin (III, 1) mehr ihre Haltung, beim Pedanten (II, 7) seine wunderliche Tracht, bei Melina (I, 14) nur seine angenehme Gestalt und seine wohlklingende Stimme hervorgehoben werden. Mit großer Kunst ist die Schilderung von Philinen und Mignon angelegt. Erstere sehen wir zuerst nur aus der Ferne als ein wohlgebildetes Frauenzimmer, dessen Ge-

sicht eine angenehme Heiterkeit belebt, mit aufgelösten, blonden Haaren, die nachlässig um den Nacken fallen. Bald darauf kommt sie Wilhelm entgegen auf ein paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen, einer über ein weißes, nicht ganz reinliches Negligée geworfenen Mantille und einem kurzen Röckchen, das die niedlichsten Füßchen von der Welt sehn läßt. Nach der Aeußerung II, 4: „In ein paar schöne schwarze Augen zu sehn thut einem paar blauen Augen gar zu wohl", dürfen wir vermuthen, daß sie selbst schöne schwarze Augen habe, Wilhelm dagegen, wie Hamlet (V, 6), blaue. Aurelie vervollständigt das Bild (V, 10) durch die rechte braune Augenwimper und die Schramme an der Stirn, welche die kleine Närrin ihr nur noch mehr zuwider machen. Von Mignon erfahren wir gleich bei ihrem ersten Vorüberspringen (II, 4), daß sie scharfe schwarze Augen und lange schwarze Haare hat, die in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden sind; auch ihres zwitterhaften Wesens und ihrer Kleidung wird hier gedacht: eine genauere Beschreibung ihrer Gestalt erhalten wir erst da, wo sie in Philinens Zimmer erscheint (daselbst), doch wird ihrer Haare und Augen nicht mehr gedacht. Von hier an entwickelt sich das wunderbare Kind geistig und körperlich vor unsern Augen bis zu seinem endlichen Hinsiechen und der krampfhaften Erschütterung, die seinem Leben ein Ziel setzt. Von Friedrichs Gestalt vernehmen wir nur, und zwar nicht gleich beim ersten Auftreten, daß er blond ist (II, 7), und doch wie lebhaft weiß uns Goethe durch die Art seiner Einführung die Gestalt des Knaben zu vergegenwärtigen! Vgl. II, 4. 7. 12. 14.

Die ganze Fülle der Charaktere ins Leben zu setzen, bedurfte der Dichter einer lebendig bewegten, sich eben so natürlich verwickelnden als leicht und einfach auflösenden Handlung, und auch hierin hat sich seine Kunst wunderbar bewährt; denn im

Grunde sind es nur zwei Kreise, in welchen sich Wilhelm bewegt und worin diese ganze Mannigfaltigkeit sich entwickelt, die Schauspieler*) und eine adelige Familie, wobei die Art des Ueberganges Wilhelms von der einen zu der andern auf das glücklichste ersonnen ist. Beide Kreise treten durch die verschiedenen Charaktere in ihrem innersten Wesen an uns heran, zeigen sich in allen ihren Vorzügen und Schwächen, ja sie verrathen uns unwillkürlich trotz ihrer weit auseinander liegenden Verschiedenheit eine auffallende Aehnlichkeit, da ja beide auf den äußern Schein gerichtet sind, nur daß der eine die Kunst, der andere das Leben zum Hintergrund hat; der falschen Richtungen gibt es leider in beiden nur zu viele, wovon uns hier die deutlichsten Beispiele vor Augen kommen. Viel mehr zurück treten das militärische Leben

---

*) Das Treiben der Schauspieler in jenen wandernden Gesellschaften hat der Dichter uns mit wunderbarer Treue vergegenwärtigt; alle Züge sind hier aus der gewöhnlichen Wirklichkeit genommen, aber auf das glücklichste zu bezeichnender Wirksamkeit erhoben. Die bedeutendsten Kräfte solcher Bühnen waren verkommene Studenten; Goethe führt uns zwar außer Melina keinen solchen auf, aber Laertes ist doch der Vertreter jener wenigen Gebildeten des Standes. Bis ins einzelnste läßt sich die Aehnlichkeit verfolgen, wie z. B, Wilhelm als Regisseur fast ganz ein Abbild von Schröder ist, der bekanntlich auch mit der vor allem geforderten Oper einen schweren Kampf zu bestehn hatte. Goethes hartes Urtheil über den Schauspielerstand gilt nur den gewöhnlichen Zuständen; die höhere Richtung, die er selbst, wie Lessing, Eckhof, Schröder, Iffland, ihm zu geben dachte, hat er kurz in der Schilderung des mit Hamlet beginnenden, aber rasch verschwindenden geistigern Zusammenwirkens bei Serlos Gesellschaft dargestellt. Die Zeit, wo Goethe sich mit entschiedenstem Eifer im Verein mit Schiller der Leitung der Bühne zuwandte, begann erst nach der Beendigung unseres Romans. Seine Kenntniß des Standes und aller Verhältnisse bis ins einzelnste hat er glücklich verwerthet. Er selbst war schon als Knabe auf die Bühne gekommen, und auch von dieser Zeit her hatte sich manches seinem Gedächtnisse fest eingeprägt.

und der Kaufmannsstand. Der Krieg spielt nur ganz nebensächlich in den Roman herein.

Die Entwicklung der Handlung ist einfach und ruhig; sie fließt in breitem Strome dahin, der so manche kleine Flüsse und Bäche in sich aufnimmt, ohne dadurch getrübt zu werden. Aber bei aller Ruhe weiß der Dichter auf das lebhafteste zu spannen, zu verwickeln und zu lösen, so daß ein harmonisch gefugtes Kunstwerk, in welchem alle Züge treffend, den Charakteren gemäß erfunden sind, sich gleichsam vor uns abspielt. Wie ergreifend, immer lebhaft anziehend entwickeln sich vor uns Mignons und des Harfners Geschicke, die endlich ganz unerwartet dem Tode zum Opfer fallen! Ein besonderes Kunstmittel, dessen sich der Dichter bedient, besteht darin, daß er uns über manches augenblicklich in Ungewißheit läßt, dessen Auflösung wir erst später erhalten, und zwar gerade da, wo dieselbe von bedeutender Wichtigkeit ist. So erfahren wir den Grund des schmerzlichen Weherufes der Gräfin am Schlusse des dritten Buches erst zu der Zeit, wo Wilhelm den Landgeistlichen besucht (V, 16); über den ersten Darsteller des Geistes im Hamlet werden wir im achten Buche von Jarno, über den wunderlichen Nachtbesuch Wilhelms ebendort von dem Arzte unterrichtet; von der Einwirkung Jarnos erhalten wir im siebenten Buche Bericht, wie auch von den Personen, die Wilhelm in den ersten Büchern begegnet sind und ihm weise Lehren zugesprochen haben. Kein wesentlicher Punkt des ganzen Romans dürfte am Schlusse unaufgelöst bleiben.*) Auch an glück-

*) Zweifelhaft läßt es Jarno (VIII, 5), und damit auch der Dichter selbst, ob der Abbé oder dessen Bruder den Geist dargestellt, was für die Sache ohne Bedeutung ist. Im letztern möchte man fast den Offizier vermuthen, von dem Wilhelm auf dem Schlosse sich so wunderlich umarmt sieht (III, 11).

lichen Ueberraschungen läßt es Goethe nicht fehlen, wie wir z. B. in Friedrich den Bruder Lotharios und Nataliens finden, besonders aber hat er eine solche durch das sechste Buch erreicht, da wir uns später auf einmal in diesem ganzen Familienkreise heimisch fühlen. Die Einschiebung dieses Buches unterbricht freilich den Lauf der Handlung auf eine das Maß einer solchen eingelegten Erzählung fast übersteigende Weise: allein wer verweilte nicht gern bei einer weiten Stromfahrt auf einer lieblich ladenden Insel, ließe sich nicht gern in die verschlungenen Gärten und Haine verlocken, und fühlte sich freudig bewegt, wenn er endlich gewahrt, daß er unvermerkt vorwärts gelangt sei und nun um so rascher den übrigen Theil der Fahrt vollenden könne. Die Einschiebung gerade nach dem fünften Buche erscheint aber um so gerechtfertigter, als eben hier ein Hauptabschnitt beendet ist, da der Auftrag Aureliens Wilhelm in einen ganz neuen Kreis führt; auch wirkt der Gegensatz dieser schönen Seele zu Aurelien und dem ganzen Treiben der Schauspieler höchst bedeutsam. Vortrefflich weiß der Dichter sonst solche Erzählungen und Darstellungen, die in fortlaufender Folge ermüden und den Lauf der Handlung zu sehr stören würden, in einzelne Abschnitte zu sondern und durch zweckmäßige Vertheilung derselben an verschiedene Stellen eine um so größere Wirkung zu erzielen. Wir erinnern an die Erzählung von Wilhelms Jugendgeschichte, die er zum Theil selbst der Mutter in die Erinnerung zurückruft, theils bei Marianen erzählt, theils im lebhaften Gespräche mit Werner, theils wird sie vom Dichter selbst uns mitgetheilt, an die Verhandlung über Hamlet, an Aureliens Geschichte, an Marianens Schicksal, deren Bild durch den ganzen Roman sich zieht, an Lotharios Jugendleben, dessen Schilderung sich auf mehrere Bücher vertheilt. Einzelne ganz nebensächliche Dinge erhebt Goethe durch

geschickte Verwendung zu den trefflichsten Darstellungsmitteln; so vor allen das Bild von dem kranken Königssohne (I, 17. VIII, 10)*), das Band an der Instrumenttasche des Chirurgus, Philinens Pudermesser, den Rock der Amazone, der freilich später ganz vergessen ist, die Aehnlichkeit der Handschriften der Gräfin und Nataliens. Auch verdient die Geschicklichkeit, wie durch glücklich angebrachte vorläufige Bemerkungen spätere Ereignisse vorbereitet werden, höchste Anerkennung. So wird der Unart des kleinen Felix, welche ihm später das Leben rettet, schon V, 1. VIII, 1 gedacht; so findet sich eine Erwähnung des bevorstehenden Krieges, der später im Zuge des Prinzen uns näher tritt und bei dem Ueberfall der Schauspieler von Bedeutung wird, bereits II, 7; so hören wir schon VII, 1 von Laertes, daß Friedrich von gutem Hause sei; so wird Theresens und Wilhelms Verdacht gegen die Männer des Thurms durch Lydiens leidenschaftlichen Argwohn treffend eingeleitet. Und mit welcher glücklichen Feinheit wird Philinens Nachtbesuch vorbereitet! Man vergleiche IV, 2. V, 5. 10 Einen äußerst vortheilhaften Gebrauch macht der Dichter von ahnungsvoll die Zukunft vordeutenden Träumen. Vgl. I, 12. VII, 2. Ganz besonders glücklich sehen wir an manchen Stellen den Zufall im Charakter der Personen begründet und durch

---

*) Es schwebt hier die von Lucian, Appian, Plutarch und Valerius Maximus erzählte Geschichte von der durch den Arzt Erasistratus entdeckten Liebe des Antiochus, des Sohnes des syrischen Königs Seleukus, zu seiner jungen Stiefmutter Stratonice vor, die Goethe wohl schon aus der Acerra philologica kannte. Eines der beiden diese Geschichte darstellenden Gemälde von Gérard de Lairesse hatte Winckelmann in seinem Sendschreiben (1766) ausführlich beschrieben und sehr hochgestellt. Aber auch sonst war der Gegenstand vielfach zu Gemälden benutzt. Babos Lustspiel der Puls hat ihn in neuerer Art behandelt.

dessen Eintreffen die bedeutendsten Entwicklungen natürlich herbeigeführt.

Den epischen Ton der Darstellung hat Goethe meist treffend gehalten, nur zuweilen tritt eine Art tragischer Erhebung ein, in welcher sich die Handlung mächtig anspannt, wie am Schlusse des zweiten und dritten Buches, in der Erzählung von Mignons Exequien. Bloß ein paarmal fällt er aus der Rolle, indem er, was dem Romanschriftsteller eben so wenig als dem Epiker zusteht, persönlich eintritt. Hierher gehört zunächst die Stelle, wo er sich für die Meinung erklärt, der wunderliche Nachtbesuch Wilhelms sei Philine gewesen (V, 13), dann aber auch die mehrfachen Erwähnungen, daß eine nähere Ausführung einer andern Stelle aufgespart werden oder überhaupt unterbleiben müsse. Vgl. II, 14. IV, 18. V, 9 zu Ende. 15 zu Ende. VIII, 3. 5. Selbst den IV, 2 hervortretenden Wunsch, daß sein guter Genius für Wilhelm Sorge tragen möge, und Aeußerungen wie „wir überspringen mehrere Jahre", „wir finden ihn auf seinem Pfade" (II, 1. 3), dürften kaum zu billigen sein. Unangenehm wirkt gleich am Anfang (I, 3) die Bemerkung: „Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das Schönste ist u. s. w." Einzelne Fälle, wo etwas, das der Dichter im Fortgange der Erzählung braucht, früher schon hätte erwähnt sein sollen, wurden bereits oben angeführt. Dahin gehört es auch, wenn VIII, 2 die Rückkehr der Gesellschaft auf Lotharios Gut, VIII, 7 das Eintreten Friedrichs, V, 13 das Zusammenwohnen Wilhelms, Serlos, Philinens und anderer Schauspieler in demselben Hause unerwähnt geblieben ist. Einiger kleinern Widersprüche haben wir gelegentlich S. 95 gedacht. Dahin gehört es auch, wenn IV, 5 auf die Darstellung Hamlets auf deutschen Theatern Rücksicht genommen wird, obgleich für Wilhelm und die andern Schauspieler das Wagniß

einer Aufführung des Stückes etwas ganz Neues war. Ueber die Form der Darstellung hat sich ausführlich Berthold Auerbach in seinen deutschen Abenden S. 23—50 ausgesprochen, wo leider manches Irrige und Verfehlte mit unterläuft.

Die Sprache ist so frisch, hell und klar, daß sie lebensvoll uns überall anspricht; herrscht auch meist der ruhig behagliche, die Sache einfach bezeichnende Ausdruck, so tritt doch zuweilen, wo der Gegenstand es erfordert, knappe, gespannte Bezeichnung hervor, und es fehlt nicht an Stellen, wo die Darstellung sich dichterisch aufschwingt, wie I, 17 („Wie einer, dem der Blitz"), II, 1 („Wie wenn von ungefähr"). 23 („Wenn der Weltmensch"), III, 9 („Man erzählt von Zauberern").*) Auch auf die Charakter- und Bildungsverschiedenheit der redenden Personen ist gebührende Rücksicht genommen, was sich am deutlichsten in den Bekenntnissen einer schönen Seele im Vergleich mit den übrigen Büchern ergibt. Leider wird die sonst so reine, anmuthige und durchsichtige Sprache durch eine Anzahl ganz unnöthiger Fremdwörter entstellt; einen Theil derselben hatte bereits die zweite Ausgabe getilgt, aber die Ausmerzung derselben ward nicht gleichmäßig durchgeführt, wie auch manche kleine Ungleichheiten in den Sprachformen sich erhalten haben. War die Sprache des Werther der lebendige Ausdruck schwärmerisch in sich versunkenen Gefühls, so umspielt uns hier der frische Hauch einer die Welt lebendig in sich aufnehmenden und klar wiederspiegelnden Seele, die alle Höhen und Tiefen der Menschenbrust erschaut, auf das reiche volle Leben sich mit innigstem Antheil niedersenkt, es bis in seine verborgensten Winkel durchdringt, mit dem Sonnenstrahl bildnerischer Anschauung verklärend beseelt. In dieser hohen

*) Vgl. hierzu die Szenen Casperles im Puppenspiele Faust.

Kunstvollendung, die sich gerade in der meisterhaften Schilderung der am wenigsten gehaltreichen Gestalten, in Philinen und Friedrich, am wunderbarsten verräth, da der Dichter auch für sie regen Antheil zu gewinnen weiß, erkennen wir den mächtigen Einfluß Italiens, dessen sonniger Himmel über der ganzen Schilderung ruht, wenn auch das hier dargestellte Leben aus den deutschen Zuständen der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herausgegriffen ist; fast nur Mignon und der Harfner, diese von dunkel schaurigem Schicksal verfolgten Blutzeugen des Herzens, versetzen uns auf den Boden jenes von Natur und Kunst gesegneten Landes. Müssen wir auch an der Hand des Dichters durch manches niedrige, beschränkte Treiben durchgehn, so tagt uns doch der Morgen freier menschlicher Entwicklung im deutschen Vaterland freundlich entgegen: fortan sind Volk und Adel nicht mehr durch eine unendliche Kluft getrennt, Lothario steigt zu Theresen herab, Natalie zieht Wilhelm zu sich herauf, der tolle, zu nichts zu gebrauchende Friedrich muß sich mit Philinen begnügen, und der vornehm stolze Graf scheidet aus der Welt, für die er kein Verständniß hat; nicht vornehme Geburt adelt den Menschen, sondern reine Bildung und edel fördernde Thätigkeit. Und diese edle Blüte gedieh sieben Jahre nach der französischen Umwälzung, deren Wogen noch nicht in diese Zustände hereinschlagen, wenn auch der Geist edler Freiheit und schöner Menschheit sie durchdringt. Und sie hat wunderbar auf die Zeit, der sie voraneilte, gewirkt, wenn auch bei dem Erscheinen des Romans „des zerbröckelten Urtheils nicht Maß noch Ziel war", die meisten ihn nicht „zu Kopf zu bringen wußten", man über den „unsaubern Geist" und „den bösen Menschen", der darin herrsche, sich entsetzte und weder zur rechten Würdigung der hohen geistigen Bildung, die über dem Ganzen schwebt, noch zur Einsicht

der vollendeten Kunst sich erheben konnte. Nicht allein die Frommen bekreuzten sich über den Roman, von dem sie nur das sechste Buch gelten ließen, ohne den feinen darin waltenden Humor zu erkennen, ja man ging so weit, die übrigen zu verbrennen; selbst Herder wollte nichts davon wissen, und Jacobi konnte keine Haltung für das Ganze finden, da er für den Mittelpunkt desselben irrig das Wort Wilhelms über Jarno genommen hatte: „Alles, was du (abgestorbener Weltmann) mir anbieten magst, ist der Empfindung nicht werth, die mich an diese Unglücklichen (Mignon und den Harfner) fesselt.“ Im besten Falle genoß man nur stellenweise und erfreute sich einzelner Charaktere, da es an jeder künstlerischen Würdigung fehlte. Alle Mißurtheile der Zeit hat die herrliche Dichtung glücklich überstanden und strahlt noch heute nach achtzig Jahren für jeden, der dichterische Vollendung und die Macht eines hohen Geistes zu würdigen weiß, in ureigenem Glanze.

Druck von G. Reusche in Leipzig.

